This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PT
1394
H4

Otto Bremer
11.7.03.

·FROM·THE·LIBRARY·OF·
·OTTO·BREMER·

Im Verlage von Franz Wunder in Berlin W 9 erſchien früher

Altdeutſch-lateiniſche Spielmannsgedichte

des zehnten Jahrhunderts.

Für Liebhaber des deutſchen Altertums übertragen

von

Moritz Heyne.

M. 1.— geh., M. 1.50 geb.

Fünf deutſche mittelalterliche Erzählungen

in neuen Verſen

von

Moritz Heyne

Mit Bildern

von

Otto Neves

Berlin W 9, Köthenerſtr. 44
Meyer & Wunder
Heimatverlag
1902

PT1394
H4

UNIV OF
CALIFORNIA

BREMER

Einleitung.

In dem so bewegten litterarischen Treiben des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts hat sich neben dem Dichter aus Hofkreisen, der die Dichtung als eine Art Sport pflegt, und dem Geistlichen, der sie der Erbauung weiterer Kreise unterordnet, auch der eigentlich gewerbsmäßige Dichter und Vortragsmeister, der Spielmann, mächtig gehoben und entfaltet. Er war noch im zehnten und elften Jahrhundert ein verlotterter Gesell, dessen Art in der Einleitung zu den im gleichen Verlage 1900 erschienenen altdeutsch-lateinischen Spielmannsgedichten des zehnten Jahrhunderts geschildert worden ist, herumziehend in den Gauen, ein bald mehr bald minder kärgliches Leben als Reimer, Spruchsprecher, dramatischer Künstler, Spaßmacher, Gaukler, Neuigkeitsbringer fristend, oft in Begleit einer nicht minder lockern Gesellin, dem spil-wîp, die wie es in einem Gedichte des zwölften Jahrhunderts heißt, mit geschmeidigem Leibe Tanzkünste übt, oder nach dem Zeugnisse Wolframs von Eschenbach auch Boten- und Kundschafterdienste leistet; oft auch in ständigem oder vorübergehendem niederem Hofdienste, im Ge-

V
M103227

folge von Fürſten und hohen Herrn gelitten und verwendet. Nun giebt auch ihm ein reich entwickeltes ſchöngeiſtiges Leben, das in allen Geſellſchaftsſchichten, bis zu den Bauern hinunter flutet, und ſelbſt die doch ſonſt außer ſozialer Gemeinſchaft gehaltenen Juden am deutſchen Sange teilnehmen läßt, Raum für Entfaltung höherer Talente. Freilich wandelt die breite Maſſe der Spielleute ihre gewohnten Pfade fort. Wollten wir den Angaben mittelalterlicher Dichter glauben, ſo müßte ihre Anzahl unheimlich groß geweſen ſein: in den Schilderungen von Hoffeſtlichkeiten iſt das Gedränge der Fahrenden, wie die milde Hand gegen ſie bis zur Verſchwendung beinahe formelhaft und eine poetiſche Quelle läßt ſelbſt ſechstauſend Spielleute auf einmal die Fiedel rühren. Setzen wir aber auch einen großen Teil ſolcher Erwähnungen auf Rechnung dichteriſcher Übertreibung, ſo zeigen ſich doch noch recht viele, die das ſorgloſe und wechſelnde Leben auf der Landſtraße ſeßhafter Arbeit vorziehen und anſtatt um Ehre um Gut dienen, wie der damalige Ausdruck lautet, das heißt, anſtatt als angeſeſſener Mann in einer Gemeinde bürgerliches Anſehen und Recht zu genießen, lieber von erbetteltem Geſchenke ohne Anſehen und Landrecht ihr Leben friſten. In der Unterhaltung der Volksmenge ſind ſie dabei nicht wähleriſch, und wiſſen ſich je nach dem wechſelnden Geſchmacke zu richten. Gröbere und feinere Scherze, Spott und Lob, Frivoles und Ehrbares, ſelbſt Frommes ſteht im

Register der Dichtungen, die sie selbst machen oder als fremdes Gut nur vortragen; das Gewerbe fordert nur das zu bringen, was da zieht, und sich nicht einseitig selbst auf eine gewisse Art des Vortrags zu beschränken; der Spielmann spricht und liest vor, singt und agiert dazu dramatisch, spielt mehrere Instrumente und macht die Kunststücke eines Taschenspielers, ganz wie es sein Vorfahr des zehnten Jahrhunderts gethan hat. Und da die Konkurrenz inzwischen noch viel größer geworden ist, so organisieren sich Spielleute auch in Gesellschaften und wählen sich einen Mann von Ruf als Haupt, der die Gelegenheiten zum Erwerb erkundet, im Getriebe der Festlichkeiten (die in der Zeit damals ohne Spielleute so wenig denkbar sind, wie heute ohne Musik), ihnen ihre Sonderarbeit anweist, ein gemeinsames Entgelt dafür empfängt und jedem der Genossen seinen Anteil daran nach Maßgabe seiner Leistungen auszahlt. Auf solche Art hat noch im späten vierzehnten Jahrhundert der fahrende Sänger Suchensinn, nach einem urkundlichen Zeugnisse, gewirkt.

Aus der überwiegenden Menge solcher Durchschnitts-Spielleute hebt sich aber nun eine Klasse ab, die freilich nicht weniger wie jene um Lohn mit ihrer Kunst der Gesellschaft die Zeit kürzt, aber in geläutertem Geschmacke, mit höherer dichterischer Kraft und mit fein durchgebildeter Technik. Und solche streben aus dem verachteten Stande der Spielleute hinaus zu sozialem Ansehen, entweder

indem sie sich der höfischen Gesellschaft, und zwar der untern Klasse derselben, als niederste Ministerialen angliedern lassen, oder sich in die seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts so aufblühenden Städte wenden, hier Niederlassung oder Eigentum erwerben und derart im Bürgerschutz leben. So hat sich der betriebsame Fabrikant epischer Dichtungen auf Bestellung, Konrad von Würzburg, der seinem hohen Kundenkreis dadurch zu schmeicheln pflegt, daß er den Auftraggeber nennt und lobend hervorhebt, in Basel einen ansehnlichen Hausbesitz erworben, nachdem es ihm, der sich vom Fahrenden (vagus, wie ihn die Kolmarer Annalen nennen) emporgearbeitet, wahrscheinlich in Straßburg nicht recht hat glücken wollen. So hat Johannes Hadlaub, unter dem Schutze angesehener Gönner, sich in Zürich eine Häuslichkeit gründen können, die allerdings von der reicheren Konrads recht absticht, denn er singt in dem warmen Tone, der das Erlebte verrät, von der Hausorge, wie sie so wehe thue, wie er sich der Kinder nicht zu erwehren weiß, die immer nach Brot und Käse schreien, wie die vergrämte Mutter ratlos dabei sitzt: „Wehe mir," spricht sie, „daß ich je zu dir kam! Nichts im Hause, kein Holz, kein Fleisch, nicht einmal ein Körnchen Salz! Was kannst du mir helfen?" So findet Heinrich von Meißen, bekannter unter dem Namen Frauenlob, nach bewegtem vagabondierendem Leben im höheren Alter zu Mainz eine Unterkunft, ob in eigenem Hause, steht dahin, und fristet seine

Tage, indem er die Bürger seiner Stadt mit Dichtungen unterhält und ihnen Unterricht im Versemachen erteilt. Und so oder ähnlich hat sich noch mancher fahrende Sänger in den Städten eingenistet.

Denn in diesen liegt seit der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts doch der Schwerpunkt des litterarischen Lebens. Die Höfe, einst die Hauptstätten des Sanges und der Dichtungen, sind zu der Zeit bereits im Zustande bedenklicher Verrohung. Ein Zeugnis dafür, eines von vielen, ist in der Erzählung Meier Helmbrecht, von einem bayrischen Fahrenden, Namens Wernher der Gärtner nach 1250 verfaßt, niedergelegt, einer Erzählung, welche die Geschichte eines Bauernsohns gibt, der in den Hofdienst übergehen will und übergeht und so verkommt, und welche auf den Vortrag in Bürgerkreisen zugeschnitten ist. Dort schildert der alte Bauer Helmbrecht, wie er einst als junger Mann zu Hofe gemußt und was er sich da von dem Hoftreiben gemerkt habe: Turnier, Reigen nach eigenem Gesange und anmutiger Tanz nach der Geige des Spielmanns, hierauf Vortrag eines epischen Gedichtes, nebst anderen feinen Belustigungen. „Das ist alles jetzt anders," erwidert der hofkundige Sohn; „jetzt werden die Frauen vernachlässigt zu Gunsten der Weinkneipe; für Gesang, Tanz und Vortrag gilt jetzt Klatsch, Lüge und Verleumdung; und das alte Turnier ist in eine wüste Stecherei verkehrt."

Bei alledem giebt es an großen wie kleinen

Höfen noch Gelegenheiten und Festlichkeiten genug, bei denen Spielleute verschiedener Stellung wie verschiedenen Talentes ihre Rechnung finden können. Aber wenn nunmehr auch die Städte in die Reihe der Festgeber einrücken und der Zuzug von Fremden für solchen oder andern Verkehr sich mächtig entwickelt, so erblüht daselbst ein Gewerbe, das dem des Spielmanns unmittelbar in die Hände arbeitet, das des Gastwirts: Herberge und Taverne bilden sich aus und in großer Manigfaltigkeit entsteht das mittelalterliche Kneipenleben, nicht weniger bunt als unser heutiges. Und dabei fährt der Spielmann besser als bei Hofe.

Schon Hartmann von Aue in seinem noch im zwölften Jahrhundert gedichteten Erec schildert das Treiben in dem Marktflecken unter einer Burg bei Gelegenheit einer höfischen Festlichkeit: die Bürgerhäuser voll herbergender und jubilierender Gäste, die gegen Bezahlung aufgenommen werden; des Ritters, der nicht einen Pfennig Geld bei sich hat, will sich niemand unterwinden. Herbergen ist schon hier ein Geschäft, zu welchem es zunächst keiner besonderen Erlaubnis bedarf. Eine Regelung bildet sich mit der Entfaltung des Städtewesens aus, das Wirtsgewerbe geht bald aus den Anfängen zu einem regelmäßigen technischen Betriebe über. Nun entstehen die Zechgelegenheiten in den verschiedensten Räumen, in feineren und bescheidener ausgestatteten Zimmern, über und unter der Erde; der Rat einer Stadt geht mit gutem Beispiel voran durch die

Anlage eines Ratskellers, Geschlechter und Zünfte folgen mit eigenen Trinkstuben, und bald wirkt das Beispiel auch auf den gemeinen Mann. Geregelt wird das Wirtshausgewerbe in der mittelalterlichen Stadt wie alles, anfangs nur durch das von einem Wirte erforderte Gelöbnis, auf reines Getränk zu halten und gut zu messen, auch eine Abgabe an den Rat zu leisten, später gehört zur Eröffnung eines Wirtshauses besondere obrigkeitliche Erlaubnis; außerdem werden Schranken der Wohlanständigkeit gezogen, indem die Obrigkeit den Wirt verpflichtet, daß er nicht übermäßig und bis in alle Nacht hinein zechen lasse, daß er zu gewissen Festzeiten, namentlich in der stillen Woche, seine Räume schließe und im übrigen darauf halte, daß die Zechgenossen sich unter einander friedlich betragen und namentlich sich im Spiele mäßigen, und daß sonst der Anstand gewahrt bleibe. Freilich erscheinen die Grenzen dessen, was unter Anstand noch durchgehen darf, etwas weit gezogen: der Schwabenspiegel räumt den Ehefrauen und den Mägden der Gastwirte größere Freiheiten gegen die Gäste ein, als sich mit unseren Begriffen von weiblicher Ehrbarkeit vertragen will, und eine Schenke voll trunkener Leute gehört nicht gerade zu den Seltenheiten. Hübsch und bezeichnend dafür ist ein Schwank, der von einem unbekannten Dichter noch des dreizehnten Jahrhunderts verfaßt und von ihm oder seinen Genossen gewiß oft und unter großem Beifall den Wirtshausgästen vorgetragen worden

ist. Ein lustiger Lebemann war bis zum Lumpen herabgesunken und Freunde und Verwandte wollten wenig mehr von ihm wissen. Da faßte ihn einmal beim Weine das trunkene Elend und er schwur vor seinen Zechgenossen, daß er morgen in der Frühe hinausziehen wolle in den Wald, um als Einsiedler ein enthaltsames und Gott gefälliges Leben zu führen. Das that er auch trotz mancher Einsprache, und anfangs ging alles gut, so lange die Reue anhielt. Aber nur eine kleine Zeit; zunächst wußte er sich von frommen Besucherinnen Wein unter allerlei heiligen Vorwänden zu erschwindeln, den er gierig trank, so bald er allein war; aber als dieses Mittel versagte, da ging er wieder in die Stadt und zwar in Wirtshäuser, die voll trunkener Leute saßen. Da fing er an, ihnen zu predigen und sie ob ihrer Trunkenheit zu strafen, und seine Predigt war so gewaltig, daß alle Zecher in großer Reue über ihre Unmäßigkeit weinten und jeder ihm seinen Becher darbrachte: „Trinket, Meister, so schön hat noch niemand hier gepredigt.“ Und er that jedem Bescheid, bis er schlafend auf die Bank hinsank. Dieses Leben ging ihm aber auch nicht lange hin, und so entkleidete er sich schließlich seiner Würde, um als Thor weiter zu leben und den Leuten zum Gespött zu dienen. Der Übername eines Wirtshauses zum letzten Heller ist noch heute landschaftlich bekannt; er stammt aus dem Mittelalter und braucht nicht erst besonders auf den Gast, der dort den letzten Heller sitzen läßt,

gedeutet zu werden. Und solche städtische Wirtshäuser wirken vorbildlich auch auf Dorfverhältnisse; auch hier entstehen dergleichen, natürlich ist ihr Publikum roher als das der Stadt.

Ein vornehmes mittelalterliches Wirtshaus ist ein höchst stattlicher Bau; wir besitzen die poetische Beschreibung eines solchen, wiederum des dreizehnten Jahrhunderts, in der Erzählung eines sonst unbekannnten Dichters Johannes von Freiberg, der eben auch zur Klasse der gewerbsmäßigen Dichter gehört und für die Unterhaltung der lieben Bürger sorgt: das Wirtshaus ist ein förmlicher Hof mit Vorder- und Hintergebäude und daranstoßendem Garten, im Vordergebäude die allgemeine, durch einen großen Ofen heizbare Gaststube, und die Schlafzimmer für die Gäste; der Wirt und sein Gesinde schlafen im Hause verstreut. Da kehren Herren, Ritter und andere Gäste ein, und fühlen sich wohl aufgehoben, und der Gasthof steckt oft so voll, daß das Dienen darin schwer ist.

Man kann sich denken, wie die Schar solcher Gäste nach Unterhaltung verlangt; Zechen, Spielen und Schwatzen kann nicht genügen. Und hier ist nun das Feld für den bürgerlichen Spielmann, und ein so reiches, daß er auf besondere Festlichkeiten nicht zu warten braucht; eine belebte Stadt kann ihm alle Tage Verdienst zuführen. Er ist ein Element der öffentlichen Unterhaltung, wie heutigen Tages ein Gesangs- oder Instrumentalvirtuose; und die Gast- oder Trinkstube wird ähnlich einem

modernen Konzertsaal oder Tingeltangel, je nach dem Künstler der dort als Sänger, Deklamator oder Vorleser auftritt, und je nach dem Publikum, das dort vorspricht und lauscht.

Ein vielköpfiges, launisches Publikum mit recht verschiedenen Ansprüchen an die zu gewährenden Gaben. Und das hat schon ein solcher Künstler um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, der Marner, empfinden müssen und in stacheligen Worten gegeißelt:

Wenn ich den Leuten sing' ein Lied,
So will der eine das
Wie Dietrich aus Verona schied,
Der zweit', wo König Rother saß,
Der dritte will der Reußen Sturm, der vierte Eggehartes Not,
Der fünfte, wen Kriemhilt verriet,
Dem sechsten schiene baß,
Wohin der Wilzen Volk geriet,
Der siebente wollte sonst etwas,
Des Heimo oder Wittichs Sturm, Herrn Eggen oder Siegfrieds Tod.
Der achte aber möchte nichts als höfischen Minnesang;
Dem neunten wird bei alledem die Zeit nur lang;
Der zehente kommt nie
Zur Wahl, und schwanket hin und her, bald so, bald so, bald da, bald hie.
Auch hätte mancher gern der Nibelungen Hort.
Der wirft mein Wort
Achtlos von sich fort,
Und jener birgt's an sicherm Ort.
Auch dringt mein Sang in manches Ohr, wie wenn mit Blei man Marmor bohrt.

Welches Repertoire muß ein solcher Sänger jeden Augenblick bereit haben! Fremdes und Eigenes;

und die litteraiſche Produktionskraft wird durch den Beifall geſtärkt, den die eigenen Sänge finden und den Ruf des Sängers zu Stadt und Hof und Land verbreiten; und das iſt wieder die Grundlage zu dem, worauf ihm eigentlich alles ankommt, zu reichlicher Entlohnung.

Die mitgeteilten Verſe des Marners, die kaum auf die einheitlichere höfiſche Geſellſchaft, vielmehr auf die gemiſchte der in den Städten verkehrenden Kreiſe zielen, zeigen zugleich die hier bevorzugten Stoffe der Dichtung. Einen breiten Raum nimmt die heimiſche Heldenſage ein, gegen die der „höfiſche Minneſang", unter dem auch die höfiſche epiſche Dichtung begriffen wird, weit zurücktritt. Strafende, rügende, belehrende Gedichte ſind nicht unbeliebt; für das ſchmachtende Liebeslied iſt in den ſoliden Bürgerkreiſen wenig Geſchmack vorhanden. Im ganzen wird immer die Erzählung bevorzugt, auch die längere hört man gerne, die der Vortragende nicht mehr nach dem Gedächtniſſe geben kann, ſondern die er „lieſt," d. h. nach einem ihm vorliegenden Manuſkripte halb frei vorträgt; und hier arbeitet er, je nach der eigenen oder der Bildung der Zuhörer, auch mit unfeinen, aber wirkſamen Mitteln, ſo wenn er den Vortrag im ſpannendſten Momente unterbricht, und zunächſt für ſich einen Labetrunk fordert, ehe er weiter erzählt:

Nun ſind ſie gefangen genommen.
Wie ſoll'n ſie von dannen kommen?
Der Sprecher ſagt, daß es nicht geſchieht,
Bis er einen Labetrunk vor ſich ſieht,

so lautet eine Zwischenstelle in dem tirolischen Heldenmärchen vom König Laurin, und zwar da, wo der tückische Zwerg vier Helden durch einen in den Wein gemischten Schlaftrunk betäubt, gebunden und in einen tiefen Kerker geworfen hat. Wie mag man sich beeilt haben, dem Vortragenden einen Becher zu reichen!

Von den für solche Vorträge berechneten kürzeren oder längeren Erzählungen sind uns eine große Anzahl noch erhalten, die alle möglichen Arten der damals gängen epischen Poesie umfassen: Heldensage und höfische Stoffe, Fabeln und Märchen, lustige, lüsterne, zweideutige und ausgelassene Stücke in Fülle, und wieder züchtige mit eindringlich lehrhaftem Schluß, weniger häufig, aber fein durchgearbeitet und offenbar auf den ernsteren gutbürgerlichen Hörer gestimmt.

Von dieser letzteren Art bietet das vorliegende Büchlein eine Auswahl von fünf längeren und kürzeren Proben, nicht in eigentlicher Übersetzung, sondern in Nachdichtung. Die erstere nämlich müßte zu sehr an der Form haften, und würde dadurch für den modernen Leser den Einblick in den dichterischen Geist der Zeit nur hindern. Deswegen ist, ohne eigentlich an den Gehalt der Dichtungen zu rühren, eine Form gewählt worden, welche lichtvoller jenen Geist zur Anschauung bringen soll und doch für uns denselben Eindruck des Gewohnten macht, wie die mittelalterliche Versform für den damaligen Hörer. Nur in einem Falle habe

ich auch an dem Inhalt der Erzählung einigermaßen modeln müssen: das fünfte Stück, der Holzblock, enthält bäuerliche Derbheiten, die ohne Milderung für heutige Leserkreise recht störend gewirkt hätten, was der gute Verfasser, der so hübsch und lebendig zu schildern weiß, sicher nicht verdient.

Die Verfasser der nachgedichteten Erzählungen haben wir nur unter den gewerbsmäßigen Dichtern und Vortragsmeistern zu suchen. Als Dichter der ersten nennt sich ein Rüdiger von Hunthoven, von dem wir sonst nichts wissen; die zweite hat Konrad von Würzburg, wie er selbst am Schlusse sagt, für einen Domprobst von Tiersberg zu Straßburg gefertigt; von der dritten kennen wir den Verfasser nicht, die vierte und fünfte aber rühren vom Stricker her, einem Dichter, der seinen offenbaren Decknamen wohl von dem Stricken (einem Bilde für Verfertigen) seiner poetischen Erzeugnisse selbst gewählt hat. Er ist ein bedeutender Schriftsteller in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, mitteldeutscher Herkunft, aber in Süddeutschland umherziehend, und sein Hauptfach ist das der lehrhaften Novelle, für die er eigentlich Schule gemacht hat.

Was den Stoff der Erzählungen betrifft, so wird der Leser leicht inne werden, daß hier nicht eigene dichterische Erfindung vorliegt, sondern nur Bearbeitung umlaufenden Gutes mit eigenen Zügen und Veränderungen. Man beachte in Nr. 1 das

Lear-Motiv, in Nr. 5 das Hermione-Motiv des Sommernachtstraums, in Nr. 3 einen oft erzählten Märchenstoff, den auch Hebel im rheinischen Hausfreund eigenartig bearbeitet hat. Kaiser Otto mit dem Barte ist nach einer lateinischen Quelle erzählt, die noch nicht wieder aufgefunden ist.

Die Bilder hat mein Schüler, Herr Otto Meves, mit eben so viel künstlerischer lebenswahrer Erfindung, als antiquarischer Treue gezeichnet, und dadurch zur Zier des Büchleins, für die der Verlag in dankenswertester Weise gesorgt hat, auch seinerseits schön beigetragen.

Göttingen, 1. Juli 1902.

M. Heyne.

Der Schlägel.

Wie wunderlich es hergeht in der Welt,
Weiß mancher. Laßt auch mich euch so was schildern,
Ihr Jungen und ihr Alten, und merkt auf;
Die Lehre ist dabei, daß unsre Jugend,
Wie Gott gebeut, die Eltern ehren soll,
Daß aber auch das Alter sich behüte
Vor Kindes Härte. Denn das ist gewiß:
Zehn Kinder können das dem Vater nicht
Vergelten, was er ihrer einem thut.
Und das auch stehet fest, die Welt ist nicht mehr
Wie sie gewesen. Ihre Tugend weicht,
Das Schlechte macht sich alle Tage breiter.
Das alles soll euch die Geschichte zeigen,
Die ich erzähle und die wirklich wahr ist.

Es lebt' in einer Stadt ein reicher Kaufmann,
Bei aller Welt bekannt ob seiner Güte.
Drei Söhne und zwei Töchter nannt' er sein,
Und alle hatte er, als sie erwachsen,
Reich ausgestattet und sie wohl versorgt.
Da starb sein Weib. In tiefer Trauer faßte
Er den Entschluß, den Hausstand aufzugeben.
„Was soll ich alter Mann," sprach er, „allein
Hier thun? Auch meine Tage sind gezählt;
Und Zeit wird's, an mein Seelenheil zu denken.
Mein Gut und Geld will ich den Meinen teilen,
Auf daß sie einst für meine Seele beten."
So schickt' er nach den Kindern. Als sie um ihn
Versammelt waren, gab er ihnen kund,
Wie er's mit seinen Gütern halten wolle.
„Ich habe mich entschlossen, meine Kinder,"
So sprach er, „alles euch zu übergeben,
Und keine eigne Wirtschaft mehr zu führen.
Was soll ich's auch! Ein alter Mann, wie ich,
Der an dem Stabe geht, der freit nicht wieder.
Nehmt euch des Witwers an, der ich will bleiben,
Und pflegt mich treu, bis an mein selig Ende;
Verdient euch mit mir euren Lohn im Himmel."
Sogleich antwortete der Erstgebor'ne:
„Natürlich, Vater, bleibst du nun bei mir.

Ich pflege dich, und nichts ſollſt du entbehren."
Mit Ehren führt er ihn zu ſeinem Hauſe,
Und alles Gute, wie ein Kind dem Vater
Erzeigen ſoll, gewährt er ihm vollauf;
Kein Mahl, das ſie nicht mit einander teilten.
So gingen ſieben Wochen freudvoll hin.

Da ſprach der Sohn: „Mein lieber Vater, darf ich
In aller Ehrfurcht einen Rat dir geben?
Mein Bruder möcht' es doch leicht übel nehmen,
Daß du ſo lange Zeit jetzt bei mir weilſt;
Er ſieht dich gern, nicht minder ſeine Frau.

Laß dir's bei ihm auch eine Zeit gefallen,
Und kehre wieder dann, so bald du magst!"
Der Alte sprach: „Du hast ganz Recht, mein Sohn.
Wenn ich nicht deinen Bruder auch besuche,
Dann denkt er leicht, ich hab' ihn minder lieb."
So nahm er Abschied; seine Schritte lenkte
Er hin zum andern Sohn. Kaum hatt' er dort
Geklopft, so that sich auch die Thüre auf,
Entgegen eilten Sohn und Schwiegertochter,
„Willkommen!" riefen sie; und was das Haus
Vermocht' an Speise, Trank, Bequemlichkeit
Zum Sitz und Liegen, alles stand bereit,
Man trug den Vater förmlich auf den Händen.
So ging das vierzig Tage. Da auch meinte
Der Zweite: „Lieber Vater, willst du nicht
Auch unsern jüngsten Bruder mal besuchen?
Du könntest doch auch dort dich überzeugen,
Wie sein Haus steht, wie er dich kindlich ehrt.
Bleib bei ihm eine Zeit, und komm' dann wieder,
Wie gerne wir dich sehen, weißt du ja."
„Ja, lieber Sohn, das will ich," sprach der Alte,
„Ich werde sehen, wie's dem Jüngsten geht,
Und wie er lebt mit seiner lieben Frau."
Dort kam er an und klopfte an das Thor.
Schnell ward dem Sohne hinterbracht, wer da sei;

Der ſaß beim Brettſpiel, ſchlug es ſchleunig zu
Und lief zum Alten. Schmücken wie zum Feſte
Ließ er das Haus und edlen Wein und Speiſe
Und alles Gute gab er ſeinem Vater,
Ganz wie die andern. Voller Wochen ſechs
Währt dieſes Leben. Alsdann aber ſagte
Der Jüngſte: „Vater, ſuch nun auch einmal
Die beiden Schweſtern und die Schwäger auf,
Laß dir's bei ihnen wohl ſein. Komm bald wieder,
Und ſei von meiner Treue überzeugt."
„Recht haſt du, Sohn," erwiderte der Greis,
Ich will einmal auf eine Woche hin,
Und ſehen, wie ſich meine Töchter halten."
Und damit nahm er ſeinen Stab, auf den er
Sich ſtützte und der Hunde ſich erwehrte,
Und ging zur ält'ſten Tochter vor das Haus,
Klopft an, ward freundlich von ihr eingelaſſen,
Geehrt, bewirtet, kurz, es war wie vorher,
Bis wiederum zwei Monate vergingen.
Da ſprach ſie: „Höre Vater, geſtern hat
Die jüngſte Schweſter Rinder ſchlachten laſſen
Und fette Schweine, geh doch einmal hin,
Und freue dich mit ihr der guten Biſſen."
„Wie gut ſeid ihr doch, Kinder," ſprach der Alte,
„Daß ihr ſo für mich ſorgt. Gott lohn es euch!"

Nun kam er zu der Jüngſten. Die ſaß recht
Im Vollen, hatte großes Gut und Haus.
Da ging ein Leben an in Schmaus und Luſt,
Von früh bis in die Nacht, kaum zu beſchreiben;
Das Hausgeſinde war gar froh dabei.
Nur ſieben Tage aber. Da bekam es
Die Tochter ſatt und ſchickt' den Vater fort.
Der aber wurde zornig: „Wohin ſoll ich
Denn nunmehr geh'n?“ „Nun, wieder zu dem Ältſten,
Der hat ja jetzt ein großes Lager Wein
Vom Rhein erhalten, laß dir den dort ſchmecken.“
Was blieb dem Alten übrig? Er gedachte:
„Sie will mich los ſein, ſo geh' ich zu ihm,
Er bat mich ja, zu ihm zurück zu kehren.“
So griff er wieder zu dem Stock und wankte,
Nach Greiſenart, zum Haus des ältſten Sohn's.
Davor befand ſich eine ſchöne Laube
Mit einem Thürchen. Hier klopft' er beſcheiden,
Und ließ vermelden, er ſei wieder da.
Der Sohn und ſeine Hausfrau ſaßen grade
Bei Tiſch zu reichem Mahl; und als man ihm
Die Rückkunft kündete, ſprach er verdroſſen:
„So laßt ihn ein! Wie bald kommt er zurück!
Ich dachte doch, ein Jahr wär ich ihn los!“
Der Alte trat zum Tiſch, der Sohn begrüßt ihn:

„Iſt dir's die Zeit daher auch gut gegangen?“
Doch war ſein Herz bei dieſer Frage nicht.
„Nun ja,“ ſprach jener, „bei den Kindern war ich,
Und komme, wie du wollteſt, zeitig wieder.
Eins muß ich rügen: ſieben Tage nur
Konnt' ich bei deiner jüngſten Schweſter ſein,
Da ſchickte ſie mich fort. Mir kam es vor,
Als hätte ſie mich ſatt.“ Der Sohn entgegnet':
„So, ſo, ſie hat ſich zeitig dein entäußert.
Nun ſetz' dich dort hin an den Herd, mich dünkt,
Es friert dich.“ Eſſen hieß er ihm und Trinken
Auch dorthin bringen; ſtatt des Silberzeuges
Gab man ihm einen Napf und ſchlechten Becher,
Und für das Prunkmahl kümmerlich Gemüſe.
Der Sohn that nicht, als ſei der Vater da,
Er und die Frau ſtolzierten auf der Diele
An ihm vorbei, mit ſich allein beſchäftigt.
Das ſchuf dem Alten bittres Herzeleid,
Und er gedachte bald: „Welch Leben hier!
Da will ich lieber zu dem zweiten Sohne,
Der wird ja wohl ſich ſeiner Pflicht erinnern
Und mich bei ſolcher Speiſ' und Trank nicht laſſen.
Weh, daß ich je geboren ward! Mein Gut
Hab ich nun meinen Kindern hingeworfen,
Indes ich ſelbſt, ich alter, ſchwacher Mann,

Not leide und in Bettlerkleidung gehe.
Ach wollte Gott, ich läg' im Grabe drunten!"
So ſchlich er fort vom Haus. Wie ſah er drein!
Zerriſſne Schuhe, abgetragne Kleider,
Die Ellenbogen blickten durch die Ärmel.
Er wagte kaum, die Straße zu betreten.
Mit ſchelem Blick empfing der zweite Sohn
Den Vater, als er ſeinen Kummer klagte:
„Laß mich auf deine Ofenbank, mich friert,
Durch Rock und Schuhe weht der kalte Wind."
„So ſetze dich zum warmen Ofen hin,"
Sprach jener. Eine gute Zeit verging,
Da brachte man ihm Eſſen, magres Kraut
Und Bier dazu. So pflegte man auch hier
Ihn ſchlecht, ſo daß er ganz von Kräften kam,
Und Leib und Seele kaum zuſammenhielten.
Nicht ſah der Sohn, nicht ſah ſein Weib nach ihm.
„Oh weh, oh weh," ſeufzt' er, „das wird noch übel!
Wie filzig zeigen ſich die beiden Söhne!"
Noch wollt' er's mit dem dritten Sohn verſuchen.
Kaum drang er zu ihm vor ins Prunkgemach,
Wo man bei heitrem Spiele ſich vergnügte.
„Willkommen' Vater," ſprach der Sohn, „ich weiß,
Daß dich mein Bruder ſchlecht gehalten hat.
Geh, ſetz' dich auf die Ofenbank zum Feuer,

Ich ſehe wohl, wie ſchwach und matt du biſt.“
Der Alte lehnte weg den Stab, man brachte
Ihm Eſſen, aber welches! Schlecht wie jenes.
Da faßt' Verzweiflung ihn mit aller Macht:
„O Gott im Himmel, was hab' ich gethan!
Nicht ſoviel blieb von allem Reichtum mir,
Daß ich mir eine kleine Labung kaufte!
Von was nun leb' ich? Und wo ſind' ich Hülfe,
Wenn meine eignen Kinder ſie mir weigern?
Verachtet ſteh' ich da vor aller Welt!“
Noch einmal rafft' er ſich empor und wankte
Zu ſeiner Tochter. Übel kam er an;
Sie that als kenne ſie ihn kaum und fragte,
Was er denn wolle? Wenn er hilflos ſei,
An Kleidung und an Pflege Mangel leide,
So ſolle er doch zu den Söhnen gehen,
Bei denen bleiben, denen er ſo viel
Des Gutes hingegeben. Er gedachte:
„Wenn's bei den Töchtern ſteht wie bei den Söhnen,
So bin ich wohl ein aufgegebner Mann.
Ich muß mein Unglück tragen in Geduld,
Ich hab's verſchuldet.“ Lang ließ ſie ihn ſtehen,
Dann wies ſie ihn zur Ofenbank, man gab
Ihm einen Napf voll Erbſen und den Löffel;
So aß er von der Hand elende Koſt.

Not leide und in Bettlerkleidung gehe.
Ach wollte Gott, ich läg' im Grabe drunten!"
So schlich er fort vom Haus. Wie sah er drein!
Zerrissne Schuhe, abgetragne Kleider,
Die Ellenbogen blickten durch die Ärmel.
Er wagte kaum, die Straße zu betreten.
Mit scheelem Blick empfing der zweite Sohn
Den Vater, als er seinen Kummer klagte:
„Laß mich auf deine Ofenbank, mich friert,
Durch Rock und Schuhe weht der kalte Wind."
„So setze dich zum warmen Ofen hin,"
Sprach jener. Eine gute Zeit verging,
Da brachte man ihm Essen, magres Kraut
Und Bier dazu. So pflegte man auch hier
Ihn schlecht, so daß er ganz von Kräften kam,
Und Leib und Seele kaum zusammenhielten.
Nicht sah der Sohn, nicht sah sein Weib nach ihm.
„Oh weh, oh weh," seufzt' er, „das wird noch übel!
Wie filzig zeigen sich die beiden Söhne!"
Noch wollt' er's mit dem dritten Sohn versuchen.
Kaum drang er zu ihm vor ins Prunkgemach,
Wo man bei heitrem Spiele sich vergnügte.
„Willkommen' Vater," sprach der Sohn, „ich weiß,
Daß dich mein Bruder schlecht gehalten hat.
Geh, setz' dich auf die Ofenbank zum Feuer,

Ich ſehe wohl, wie ſchwach und matt du biſt."
Der Alte lehnte weg den Stab, man brachte
Ihm Eſſen, aber welches! Schlecht wie jenes.
Da faßt' Verzweiflung ihn mit aller Macht:
„O Gott im Himmel, was hab' ich gethan!
Nicht ſoviel blieb von allem Reichtum mir,
Daß ich mir eine kleine Labung kaufte!
Von was nun leb' ich? Und wo find' ich Hülfe,
Wenn meine eignen Kinder ſie mir weigern?
Verachtet ſteh' ich da vor aller Welt!"
Noch einmal rafft' er ſich empor und wankte
Zu ſeiner Tochter. Übel kam er an;
Sie that als kenne ſie ihn kaum und fragte,
Was er denn wolle? Wenn er hilflos ſei,
An Kleidung und an Pflege Mangel leide,
So ſolle er doch zu den Söhnen gehen,
Bei denen bleiben, denen er ſo viel
Des Gutes hingegeben. Er gedachte:
„Wenn's bei den Töchtern ſteht wie bei den Söhnen,
So bin ich wohl ein aufgegebner Mann.
Ich muß mein Unglück tragen in Geduld,
Ich hab's verſchuldet." Lang ließ ſie ihn ſtehen,
Dann wies ſie ihn zur Ofenbank, man gab
Ihm einen Napf voll Erbſen und den Löffel;
So aß er von der Hand elende Koſt.

Sollt' er verarmt ſein in kaum Jahresfriſt?"
Er ging ihm nach, hielt ihn am Mantel feſt:
„Verzeiht mir, aber — ſeid Ihr's, alter Freund?"
„Ja," ſprach der unter Thränen. Da auch wurden
Die Augen naß dem andern: „Welches Unglück?
Was iſt geſcheh'n? Wie biſt du ſo verarmt?"
„Was mir geſchah, läßt ſich ſo kurz nicht ſagen.
Wenn ſich's mal beſſer ſchickt, erzähl' ich's dir."
„So komm denn mit mir in mein Haus zum Eſſen.
Ich laſſe dich jetzt nicht von mir. Gedenke
Doch unſ'rer Freundſchaft durch ſo manches Jahr!"
So nötigt' er ihn. Und dem Alten ging da
Das Herz auf, er berichtete ausführlich
Wie er ſein Gut den Kindern hingegeben,
Und wie ſie ihn nun ſo verkommen ließen.
„Gott ſoll vom Himmel drein ſchau'n," ſprach der Freund,
„Wenn unſ're Kinder ſo für alles danken,
Was wir an Opfern ihnen dargebracht,
Und wenn ſie häſſig uns und grauſam werden,
Sobald ſie merken, es iſt nichts mehr da.
Ich will dir etwas raten, folge mir,
Du ſollſt in Ehren an dein Ende kommen."
Wie dankte ihm der Alte! Er gelobte,
Er wolle alles thun, was jener riet.
Sogleich denn ließ der Freund von ſtarken Bohlen

Aus Eichen eine feste Kiste machen,
Mit eisernen Beschlägen wohl versehn.
Fünf Schlösser hingen da an so viel Krampen,
Zu deren jedem ein besondrer Schlüssel
Gehörte, fein und kunstreich ausgedacht.
Schwer schien die Kiste, daß wohl zwanzig Mann
Daran zu tragen hätten. Und man that sie,
Leer wie sie war, beim Freund in ein Gewölbe;
Es war, als stünd' sie dort schon manches Jahr.
„Nun," sprach er zu dem Alten, „diesen Schlüssel,
Den nimmst du und verwahrst ihn wohl bei dir.
Bind ihn an einen Riemen untern Mantel
Und thu mit ihm geheim. Du fügst es aber,
Daß ihn dein Sohn von ungefähr erblickt."
So lehrt' er ihn, was weiter dann zu thun.
Der Alte, froh, verfügte sich sogleich
Zum ält'sten Sohn und klopft' am Thore an:
Man fragt', wer draußen sei. „Ich bin's, der Vater,
Der da von einem Kind zum andern zieht;
Jetzt möcht' ich gern bei meinem Sohne essen."
Der Sohn war just bei Tisch, wie das Gesinde.
Der Pförtner ging und meldete den Vater,
Ob man ihm öffnen solle. „Ist der Alte
Schon wieder da? Mir scheint, ich muß es büßen,
Daß ich der Älteste bin. Bei meinen Brüdern

Läßt er ſich nie ſeh'n. Nun, ſo laß ihn ein!
Wie läſtig iſt er! Wunderbar, der Tod —
Er nimmt Geſunde, ihn, den Siechen, ſchont er."
Der Vater ging, als man ihm aufgethan,
An ſeinen alten Platz hin, bei dem Ofen,
Und ſetzte ſo geſchickt ſich, daß der Schlüſſel
Am Riemen unterm Mantel ſichtbar ward.
Er blinkte wie von Silber, wohl gewahrt' ihn
Der Sohn. Es blieben ſeine Blicke gierig
Drauf haften; und nachdem der Tiſch geräumt
Und das Geſinde aus der Stube war,
Da ſtand er langſam auf von ſeinem Platze
Und ging zum Vater, bog ſich über ihn,
Und haſchte nach dem Riemen mit dem Schlüſſel.
Der Alte that erſchrocken, zuckte weg,
Als wollte er den Schlüſſel raſch verſtecken.
„O, lieber Vater, ſag' mir, haſt du denn
Noch eine Truhe? Und was iſt denn das
Hier für ein Schlüſſel, der ſo kunſtreich ausſieht?
He, Helmbrecht," rief er ſeinem Diener, „bringe
Uns doch mal einen Becher Edelweins!"
Und ſeinem Vater bot er ihn: „Trink tüchtig,
Lieb Väterchen, und laß dir's wohl bekommen,
Das iſt geſunder Trank. Und ſag mir doch
Aufrichtig, wie das mit dem Schlüſſel iſt."

„Mein Sohn, da du ihn doch geſehen haſt,
So will ich im Vertrauen dir bekennen:
Ich habe in Gedanken an den Tod
Euch, meinen Kindern, wohl mein Gut geteilt;
Doch als vorſicht'ger Mann, daran gedenkend,
Daß ich auch noch zu leben hab', mir etwas
Zurückbehalten; manches Goldſtück iſt's.
Das liegt in einer Kiſte mit fünf Schlöſſern,
Die nie eröffnet ward. Ein Jugendfreund
Hat ſie in einem ſicheren Gewölbe
Mir aufbewahrt. Der war gar lange weg
Auf einer Wallfahrt nach Jeruſalem,
Jetzt iſt er wieder heim, ſo wie ich höre.
Ich danke Gott, er hat mir ſehr gefehlt.
Den einen Schlüſſel hab' ich hier verwahrt,
Er kam mir nie vom Leibe; und die andern
Die ſind an einem ſichern Ort. Will einer
Die Kiſte öffnen, müſſen die fünf Schlüſſel
Beiſammen ſein. Es ſoll nach meinem Tode
Der Kinder jedes einen Schlüſſel haben."
Gleich ließ der Sohn den eignen Sonntagsrock,
Verbrämt mit Fuchspelz, ſeinem Vater bringen,
Und ſchönen Hut und Mantel: „Vater," ſprach er,
„Zieh du das an und leg das alte ab,
Du thuſt mir leid, dann geh'n und baden wir,

Ich komme mit dir.“ „Nein,“ ſprach unſer Alter,
„Das thu ich nicht, zur Buße meiner Sünden
Trag ich das alte Zeug und trenne mich
Davon nicht bis zu meinem nahen Tode.
Auch nahm ich wohl ein halbes Jahr kein Bad,
Man bot mir keins, ob kalt, ob warm das Wetter.“
Der Sohn erwiderte: „Laß das jetzt ſein,
Thu mir den Willen. Keine Ehre iſt's
Für mich, wenn man dich alſo laufen ſieht.“
So wies er ihn zum Bad, bedient' ihn ſelber,
Und wechſelte ihm Rock und Hut und Mantel,
Dazu das Hemd und alle Unterkleider.
Der Alte ſchmunzelte bei ſich: „Gott lohne
Dir ewig, Freund! Du haſt mich wohl beraten!“
Ein Ruhebett war nach dem Bad gerüſtet,
Gar reich und üppig, dann ein herrlich Mahl.
Der Vater fühlte ſich beinah geſund,
Und ging am andern Tag zum Freunde hin,
Erzählt' ihm alles und bedankte ſich.
„Nun ſchweig,“ ſprach der, „es wird noch beſſer kommen,
Sobald dich erſt die andern Kinder ſeh'n.“
Am dritten Tage, Sonntags bei dem Hochamt,
Wo ſich das Volk zur Kirche drängte, ſahen
Die jüngern Söhne ihren Vater ſteh'n
Im Kleid mit Fuchsbeſatz. Der Jüngſte kannt' ihn

Kaum wieder, ſo vergnügt und munter blickt' er.
Er ſprach zum andern: „Sieh da unſern Vater!
Was iſt mit dem geſcheh'n? Wie half der ſich?
Ich glaub', er hat uns etwas vorenthalten;
Woher das ſchöne Kleid, der bunte Hut?"
„Mir ahnet Schlimmes," ſprach der andre drauf,
„Das iſt ja unſ'res Bruders nagelneues
Gewand, das füchsne." „Wahrlich, du haſt Recht."
„Das hat der ihm doch nicht umſonſt gegeben;
Komm mit, wir müſſen gleich dahinter kommen."
So gingen beide, wo der Vater ſtand
Und ſein Gebet ſprach, wohl vor Froſt geſchützt.
Sie boten guten Morgen und er dankte,
Und blieben neben ihm bis nach dem Segen
Und Schlußgeſang. Und als die Leute nun
Zum Ausgang drängten, um zum Mahl zu eilen,
Da faßten ſie am Mantel links und rechts:
„Jetzt, lieber Vater, jetzt gehſt du mit uns.
Es iſt ein Unrecht, wie du uns verſchmähſt,
Und deinen älteſten bevorzugſt. Wahrlich,
Wir ſind ja ebenſo doch deine Kinder."
Es half ihm nichts, er mußte mit. Der eine
Sprach: „Vater, heute mußt du mein Gaſt ſein;"
Der andere: „Vater, heim gehſt du mit mir."
So ſtritten ſie. „Laßt mir die Wahl," entſchied

Der Vater. „Heute geh' ich mit dem Zweiten
Verſpreche aber morgen bei dem Jüngſten
Das Mahl zu nehmen.“ Das war man zufrieden.
Das Mahl war reich und herrlich, und der Wein
Erleſen. Als man abgegeſſen hatte,
Und gegenüber ſeinem Sohn der Alte
Bequem zurück ſich lehnte in den Seſſel,
Da blickte wieder an dem Gürtel vor
Der Schlüſſel, diesmal kunſtvoll an ein Kettchen
Befeſtigt, wie zu größ'rer Sicherheit.
Sogleich ſah ihn der Sohn und ſprach zum Vater:
„Sag', iſt der Schlüſſel dein?“ „Ja, er iſt mein.“
„So ſeh' ich wohl, du haſt zu meinem Bruder
Die Kiſte hingeſchafft, ſie zu verwahren:
Und drum willſt du auch immer nur zu ihm,
Und nicht zu mir. Der weiß wohl, was er thut;
Jetzt ſchenkt er dir ſein abgelegtes Kleid,
Vorher hat er dich ſchier erfrieren laſſen:
Ja, ja, er merkt, was in der Kiſte iſt,
Der ſchlaue Fuchs! Uns ſoll er nicht betrügen,
Wir werden ihm ſchon zeigen, was da Recht iſt!“
Ganz wütend ward der Sohn. Der Vater ſagte:
„Sprich nicht ſo. Ich verſichre dich, du biſt mir
So lieb wie er. Vernimm, wie ſich's verhält:
Mein alter Freund iſt glücklich heimgekehrt,

In deſſ' Gewölbe meine Kiſte ſteht,
Ein Erbſtück meines Vaters, feſt beſchlagen
Und nie eröffnet. Als mein Weib mir ſtarb,
Ließ ich von einem Schmied, der auch ſchon tot,
Fünf Schlöſſer mit fünf Schlüſſeln dazu machen,
Und dachte, ſtürb' ich früher oder ſpäter,
Bekommt ein jedes meiner Kinder einen,
Und was darin iſt, geht in gleiche Teile.
So wollte ich's vor Zeugen auch beſtät'gen.
Ich hält' es gern euch länger noch verſchwiegen,
Doch ſah dein ältrer Bruder jüngſt den Schlüſſel,
Und quälte mich, bis ich die Wahrheit ſagte.
Da hat er mir dies ſchöne Kleid gegeben."
„Nun," ſprach der Sohn, „wenn es denn alſo ſteht,
So zeig' ich dir, was ich kann. Lege nur
Den Plunder ab, zieh meine Kleider an."
Er rief den Diener: „Bring mein Prunkgewand,
Das mit den goldnen Borten, Hut und Mantel."
Das mußte denn der Vater tragen. Herrlich
Und warm war es; das abgelegte ſchenkt' er
Den Armen, wie von früher er gewohnt.
Des andern Morgens ging er hin zur Kirche,
Verrichtete die Andacht, kniete nieder
Und dankte Gott. Es war dem Chore nah:
Da ſah'n ihn manche Leute, die ihn vorher

Als arm und krank gekannt, und ſie erſtaunten
Nun ob der Wandlung. Auch der jüngſte Sohn
Erblickt' ihn dort, nachdem er lang geſucht,
Und als das Amt geendet, trat er zu ihm
Und bat: „Kommt, Vater, jetzt zu uns nach Haus,
Mir iſt von meiner Frau ſcharf eingebunden,
Daß ich Euch mit mir bringe.“ Er ging mit.
Da flogen Thür und Thor auf, als er nahte,
Die Schwiegertochter nahm ihn an der Hand,
Und führte ihn zu Tiſch an ihre Seite;
Indes der Sohn nach Vaters Kleidung fragte,
Wie er zum Staatsgewand von beiden Söhnen
Gekommen wäre. Wie dabei der Vater
Am Gürtel rückte, fiel die Schlüſſelkette
Nach unten mit dem blanken Schlüſſel; gleich
Erblickte ihn der Sohn und ſprach: „Ach, zeige
Doch mir und meiner Frau einmal dies Kunſtwerk.“
Der Alte gab ihn. Lange blieb das Eſſen,
Wie reich es auch ſich darbot, unberührt,
So feſſelte der Anblick Sohn und Frau.
Und als man dann dem Mahl in Muße zuſprach
Und auch dem guten Wein, da konnte jener
Bis zu dem Schluſſe nur mit Müh' ſich zügeln:
Kaum hatte man das Tiſchtuch aufgehoben,
So fing er von dem Schlüſſel an und fragte,

Wie es drum ſtünde. So begann der Vater,
Wie bei den andern Söhnen, zu erzählen,
Er habe eine Kiſte, mit fünf Schlöſſern
Verwahrt, ſeit Alters einem guten Freunde
Zu hüten anvertraut, der ſei jetzt wieder

Gekommen, wie ja allen wohl bekannt.
„Von den fünf Schlüſſeln ſoll ein jedes Kind
Nach meinem Tode einen haben; teilt euch
Was drinnen iſt, man wird ja ſehen, was.
Ich bin ein alter Mann, was nützt es mir?“

Und ſagte ferner, wie von ungefähr
Der Älteſte den Schlüſſel hab' geſehen,
Und ihm das füchſene Gewand geſchenkt,
Und was der zweite Bruder ihm gethan.
„Die wollen mich wohl aus dem Felde ſchlagen;
Ich will doch auch dabei ſein," ſprach der Jüngſte.
„Sie denken, ich bin dumm. Was in der Kiſte
An Schatz und Schmuck iſt, muß mir gleichfalls werden.
Leg' du das alte Zeug ab, lieber Vater,
Es iſt dir viel zu weit und ſteht dir nicht.
Du darfſt nur Scharlach tragen. Geben will ich
Ein Kleid dir, wie es keiner meiner Brüder
Sich jemals kaufen konnte." Seiner Magd
Rief er: „Bring mir einmal vom Kleiderrechen
Mein neues Scharlachkleid mit Hut und Mantel!
So, zieh' das an, Gott ſchenk' dir langes Leben!
Ich geb' dir's gern!" So ſchmückte ſich der Vater,
Und wiederum gab er das alte Kleid
Den Armen, jetzt dem heil'gen Grab zu Ehren,
Von dem ſein Freund ſo glücklich heimgekehrt.
Das niemals raſtende Gerücht kam bald
Zu den zwei Töchtern: eine Kiſte ſei
Zum Vorſchein kommen, ſchwer, mit großem Gute,
Die ſei des Vaters; ihre Brüder ſtrebten
Nun in die Wette, ſich des Vaters Gunſt

Zu sichern durch Bewirtung und Bekleidung.
„Es ist uns Schad' und Schande," sprachen beide,
„Wenn wir nichts von der Kiste haben sollten;
Das fehlte noch, daß unsre Brüder sich
Bereichern und uns nur das Nachseh'n lassen;
Wir können unsern Vater auch noch füttern,
Und unser Teil der Kiste muß uns werden."
Sie konnten kaum des andern Tags den Kirchgang
Erwarten. Festlich thaten sie sich an
Mit Kleid und Pfauenhut, und gingen her
Wie eine blüh'nde Heide. Auf dem Kirchhof
Stand die Verwandtschaft um den Vater rings,
Der wie ein Bischof drein sah, seine Söhne
Ihm an den Seiten. Zu ihm stürzten sie:
„Was haben wir dir, Vater, denn gethan,
Daß du so lange Zeit uns hast gemieden?
Sind weniger wir deine rechten Kinder,
Als unsre Brüder? Hältst für zu gering
Du etwa unsre Männer oder uns?
Willst du den Aufwand uns ersparen? Wahrlich,
Das ist nicht Not: wir geben dir's, wie gerne!
Nun aber, Vater, ohne allen Einwand:
Du gehst mit uns, und bist bei uns, wie früher
Du bei den Söhnen warst. Wir pflegen dich."
So blieben sie um ihn die ganze Zeit

Des Amtes bis zum Segen, ohne Weichen;
Was konnt' er thun? Er mußte ihnen folgen.
Nun sorgten sie gemeinsam für sein Wohl,
Und schmeichelten um ihn nach Frauensitte,
Und er erzählte ihnen endlich alles,
Wie er's den Söhnen früher auch erzählt.
O welche Freude! Welches Herzen, Küssen!
Kein Vater hatt' es je bei Kindern besser.

Am Ende kamen alle überein,
Daß je ein Jahr lang jedes Kind den Vater
In Speise und in Kleidung unterhielte.
Das war der Kiste Segen: Hoch geehrt
Und gut gepflegt ward fortan nun der Alte.

Doch endlich ging's ans Sterben. Als er fühlte,
Sein Ende nahe, ließ er seine Kinder
Um sich versammeln, und entbot zugleich
Vier Bürger und den Pfarrherrn der Gemeinde,
Um seinen letzten Willen zu verkünden.
Er sagte: „Liebe Kinder, um mich stehen
Vier Bürger und der Pfarrherr, einwandsfrei,
Wohl angesehen, die ich zu Vollstreckern
Ernenne dessen, was ich jetzt bestimme.

Ich übergebe jedem einen Schlüssel
Und bitte sie, ihn zu bewahren, bis ich
Nach Christenpflicht zur Erde bin bestattet:
Erst dann soll jedes Kind sich einen nehmen;
Macht auf die Kiste, teilt euch in das Gut,
Gott mög' es euch gesegnen! Seht, ich fürchte,
Wenn ihr's schon jetzt teilt, hebt sich leicht ein Streit,
Und ihr vergäßet wohl, mich zu begraben."
Den Zeugen übergab er seine Schlüssel.
Mit großen Ehren kam er in die Erde,
Es gab ein schön Begräbnis: niemals hätt' er
Das ohne seines Freundes List erlangt.
Doch war es kaum vorüber, da begaben
Sich alle zu der Kiste ins Gewölbe.
Man schloß sie auf in fröhlicher Erwartung;
Mit Müh' hob man empor den schweren Deckel:
Da sprang empor der Stiel von einem Schlägel,
Und dieser selbst lag drin, nichts weiter sonst.
Nur war ein Pergament daran geheftet.
Man griff danach, man las, was da geschrieben:
„Der Mann, der Ehren hat und großes Gut,
Und solch ein Narr ist, alle seine Habe
Bei Lebzeit seinen Kindern auszuteilen,
Und selber dann in Not und Trübsal kommt,
Den soll man schlagen tot mit diesem Schlägel."

Das war der ganze Inhalt. Scham und Schmerz
War nun ihr Erbe, jedem gleich geteilt,
Es gab nicht Streit darum und kein Gezänk.

Hab' ich zur Lehr' und Kurzweil die Geſchichte
Vor euch erzählt, ſo ſoll ihr auch ein Titel
Verliehen ſein: Der Schlägel ſoll ſie heißen.

Kaiser Otto mit dem Barte.

Otto hieß ein deutſcher Kaiſer,
Der dem Reich der Länder manche
Sieghaft hatte eingegliedert.
Rötlich waren Haar und Bart ihm,
Und den Bart, den ließ er wachſen
Lang und pflegte ihn mit Sorgfalt.
Böſen Herzens war er, Güte
Gegen Menſchen war ihm fremde,
Wie er oftmals das bewies;
Wer ſich gegen ihn verfehlte,
Büßte leicht es mit dem Leben.
Wenn er ſchwur bei ſeinem Barte,
Daß er einen ſtrafen wollte,
Dann war das ein Todesurteil,
Gegen das es für den Schuld'gen
Keine Milderung mehr gab.
Mancher ſeiner Mannen war ſo

In den Tod gegangen, wenn er
Schwere Schuld auf ſich geladen.

Eines Tags, zu Oſtern war es
In der ſchönen Feſte Bamberg,
Hatten bei dem Kaiſer ſich
Viele Edle eingefunden,
Um ein Feſt mit ihm zu feiern.
Manches Bistums, manches Kloſters
Biſchof oder Abt ſtand um ihn,
Und in hellen Haufen waren
Grafen, hohe, niedre Ritter
Zugezogen, die dem Reiche
Und dem Kaiſer lehnbar waren,
Und jetzt im Gefolge dienten.

Als am Oſtertag die Meſſe
War geſungen, hatte man
Für den Kaiſer und die Fürſten
In dem Burgſaal viele Tiſche
Aufgerüſtet, daß man ſollte
Sitzen und den Imbiß nehmen.
Feinbrot war daſelbſt gelegt
Neben ſchön gezierte Becher.
Nun von ungefähr begab ſich's

Daß ein hochgeborner Knabe,
Edlen Wuchſes, edlen Geiſtes
In dem Saale hin und herlief,
Spielend, wie die Kinder thun.
Sohn und einz'ger Erbe war er
Eines Herzogs, des von Schwaben.
Der ergötzte ſich zu ſchauen
Wie die Tiſche ſchön geziert,
Taſtete herum, nahm endlich
Sich ein Brötchen in die Hände,
Und begann davon zu eſſen.

Da erſchien des Kaiſers Truchſeß
In dem Saale, nachzuſehen,
Ob auch alles ſei bereitet,
Um das Eſſen aufzutragen.
Er gewahrte, wie der Knabe
Von dem Brot genommen hatte,
Und jähzornig, wie er war,
Holt' er aus mit ſeinem Stabe,
Den er führte als das Zeichen
Seines Amtes, und verſetzte
Einen ſolchen Schlag dem Knaben
Auf das Haupt, daß durch das Haar
Gleich das rote Blut hervorquoll.

Nieder fiel das Kind in Schmerzen,
Viele heiße Thränen weint' es.
Dieſer frechen That des Dieners
Zeuge war ein edler Ritter,
Der von Kempten Heinrich hieß,
Und Erzieher war des Knaben,
Den er mit ſich her aus Schwaben

An den Hof geleitet hatte.
Über wallte er von Ingrimm,
Und den Truchſeß ließ er an:
„Was hat dieſer edle Knabe
Euch gethan, daß Ihr ſo ſchamlos
Ihn mit Eurem Stabe ſchluget?
Wenig ehrenhaft habt Ihr Euch

Jetzt an meinem Herrn vergriffen."
„Geht das Euch an?" sprach der Truchseß;
„Wer bei Hof sich übel aufführt,
Muß von mir, wie es mein Recht ist,
Sich auch schlagen lassen. Schweiget!
Furcht vor Euch hab' ich so wenig,
Als ein Habicht vor dem Huhn;
Was wollt Ihr dagegen machen,
Daß ich Euren Herzog schlug?"
„Gleich sollt Ihr das seh'n," versetzte
Heinrich. „Weil Ihr Zucht und Sitte
So vergessen, Euch an edlem
Fürstenblute zu vergreifen,
Ihr verruchter Bösewicht,
Darum müßt Ihr Euer Leben
Hier auf dieser Stelle lassen."
Sprach's und griff zu einem Knüttel,
Der zur Hand war, schwang ihn hoch,
Ließ ihn drauf hernieder sausen
Auf das Haupt des Truchseß, daß es
Wie 'ne Eierschale knickte;
Und der Truchseß drehte taumelnd
Um und um sich, fiel dann nieder
Auf den Estrich und lag tot.
Blutgerötet war das Pflaster.

Da erhub ſich um den Toten
Wehgeſchrei und lautes Lärmen.

Bald erſchien der Kaiſer Otto,
Um die Mahlzeit einzunehmen.
Als die Spuren friſchen Blutes
Auf dem Eſtrich er erblickte,
Fragt' er ſtreng: „Was iſt geſchehen?
Wer hat dieſen Saal geſchändet
Mit ſo blut'ger Frevelthat?"
Daß ſein Truchſeß ſei erſchlagen,
Meldete ihm das Gefolge.
„Und wer iſt der Übelthäter?"
„Heinerich von Kempten iſt es,"
Riefen ſie mit einer Stimme.
„That der das," ſo ſprach der Kaiſer,
„Dann iſt er zu übler Stunde
Her aus Schwabenland gekommen.
Er erſcheine auf der Stelle
Hier vor unſerm Angeſichte,
Zur Verantwortung des Frevels."
Herbefohlen ward der Ritter;
Kaum erblickte ihn der Kaiſer,
Fuhr er auf ihn zornig ein:
„War't Ihr raſend, daß Ihr meinen

Treuen Diener, meinen Truchſeß
Mordetet? Wie konntet Ihr ſo
Gegen kaiſerliches Anſeh'n,
Gegen meines Hofes Ehre,
Gegen alle Ritterzucht
Ruchlos Frevelthat verüben?
Schwere Strafe ſoll Euch werden
Ob der unerhörten Schuld!"
„Nein, Herr," ſprach von Kempten Heinrich,
„Laſſet ſo viel Huld mich finden,
Darzuthun, wie alles kam.
Hab' in Wahrheit ich gefrevelt,
Nun, dann treffe Euer Zorn mich.
Kann ich aber hier beweiſen,
Daß die erſte Schuld am Morde
Nicht auf mir ruht, dann erzeigt mir
Eure Gnade und verzeiht.
Ich beſchwör Euch bei dem Heiland,
Der an dieſem Tag erſtanden,
Laßt mir Eure Gunſt nicht fehlen.
Und was Ihr den edlen Leuten,
Die Euch hier umſteh'n, gewähret,
Möget Ihr mir nicht verſagen.
Keine Schuld war je ſo groß,
Daß bei ihr nicht Gnade walte;

Gnade ſuch' ich auch für mich."
Argen Mutes und mit Ingrimm
Gab der Kaiſer ihm zur Antwort:
„Keine Gnade Euch, Verruchter!
Denn was mein getreuer Diener,
Was mein Truchſeß durch Euch litt,
Geht durchs Herze mir. Entgelten
Sollt Ihr es, bei meinem Barte,
Daß mein Truchſeß durch Euch umkam."

Bei dem Schwure war dem Ritter
Deutlich allſogleich geworden,
Daß es ihm ans Leben gehe.
Mächtig wallt' in ihm der Zorn auf
Und der Trieb, ſich ſelbſt zu retten.
Und er rief: „Da ich nun merke,
Daß mir zuerkannt der Tod wird,
Iſt's mein Recht, mich zu erwehren,
Und mein Leben zu erhalten."
Stürzte flugs ſich auf den Kaiſer,
Faßte ihn beim langen Barte,
Zuckt' ihn über Tiſch und Seſſel,
Daß zu Boden fiel die Mahlzeit,
Die man ſchon ihm aufgetragen,
Daß die Krone ſeines Hauptes

Nieder rollte in den Saal,
Daß er ſelbſt von hinten über
Auf des Saales Eſtrich ſchlug:
Und es lag auf ihm der Ritter,
Hatte von der Seit' ein Meſſer,
Scharf und wohl geſpitzt, geriſſen
Und ihm an die Kehl' geſetzt,

Würgte ihm den Hals und ſprach:
„Ich verlange jetzo Bürgſchaft,
Daß Ihr mich aus Huld und Gnade
Nicht verſtoßt, ſonſt laſſet Ihr
Auf der Stelle hier das Leben:
Nehmt zurücke Euren Eidſchwur
Oder rüſtet Euch aufs Ende!"

Und mit Würgen und mit Raufen
Ließ er ab nicht, daß der Kaiser
Keines Tones mächtig war.
Ungeheures Toſen hub ſich,
Alle Fürſten, alle Ritter
Drangen auf den Frevler ein,
Zu erretten ihren Herrſcher:
Aber Ritter Heinrich ſchrie:
„Wag' mich keiner anzurühren!
Dieſes Meſſer fährt dem Kaiſer
Durch die Kehle, und der erſte,
Der mir kommt, der ſoll ihm folgen.
Muß ich hier das Leben laſſen,
Geht der Wirt voran, und ſeine
Gäſte werden ihn begleiten.
Mancher Tropfen Bluts mag fließen,
Ehe ich zu Tode komme.
Her denn, wer da ſterben will!"
Alle wichen ſchnell zur Seite,
Auch der Kaiſer unterm Ritter
Winkte ihnen, abzulaſſen.
Heinrich aber ſprach zu jenem:
„Laßt uns hier nicht länger liegen,
Wenn Ihr wollt das Leben haben:
Ich verlange Sicherheit

Daß Ihr frei mich ziehen laſſet;
Gebt Ihr die nicht, töt' ich Euch."
Da erhub die Hand der Kaiſer
Schwörend und gelobte ihm
Bei der kaiſerlichen Ehre
Freien Abzug ohne Schaden.
Alsbald ließ er frei des Kaiſers
Bart, und dieſer ſelbſt erhub ſich
Von dem Eſtrich, ſetzte wieder
Sich in ſeinen Herrſcherſtuhl
Und ſprach alſo zu dem Ritter,
Haar und Bart zurecht ſich ſtreichend:
„Bürgſchaft hab' ich Euch gewährt,
Daß ich Euch an Leib und Leben
Keinen Schaden wolle thun.
Zieht jetzt Eure Straße, aber
Hütet Euch, daß jemals wieder
Ihr mir vor die Augen kommet.
Diener könnet Ihr mir nicht ſein,
Denn was ſchicklich, iſt Euch fremde.
Wer den Blick auf meinen Bart wirft,
Weiß, daß Ihr zu meinem Scherer
Nimmer taugt, ich hab's empfunden.
Haar und Bart vertrau' ich andern,
Euch nicht wieder, merket das.

Und noch heut' bei Tage räumt Ihr
Meinen Hof und mein Gebiet."
So geſchah's. Es zog der Ritter
Wieder heim zum Schwabenlande.
Von dem Stift zu Kempten hatte
Er als Dienſtmann große Lehen,
Äcker, Wieſen, Wald und Felder.
Reichtum bracht' ihm das und Anſeh'n.

Zehen Jahre waren alſo
Hingegangen, da geſchah es,
Daß der Kaiſer in Apulien
Kriegte und vor einer Feſte,
Dieſe hart bedrängend, lag.
Um ſie ſtürmend einzunehmen,
Fehlt es ihm zu ſehr an Mannſchaft;
Drum ſchickt' er in deutſche Lande
Zuzug heiſchend; wer ein Lehen
Von dem Reich empfangen habe,
Solle ſchleunig Hülfe ſenden;
Thäte er es nicht, ſo ging' er
Seines Lehenlands verluſtig.
Auch dem Stift zu Kempten wurde
Dieſe Botſchaft zugeſendet;
Und der Fürſtabt war zur Folge

Nicht nur ſelbſt ſogleich gerüſtet,
Nein, er ließ auch jeden Dienſtmann
Zu dem Heereszug entbieten.
Ritter Heinrich aber mußte
Vor dem Abte ſelbſt erſcheinen,
Und der ſprach: „Ihr habt vernommen,
Daß der Kaiſer Zuzug fordert;
Auch von mir: ich werd' ihn leiſten.
Jeden meiner Mannen brauch' ich,
Aber Euch brauch' ich beſonders,
Und ſo mahne ich, entzieht Euch
Dieſer Heerfahrt keinesfalls,
Was zur Rüſtung dient, beſorget."
„Herr, was ſagt Ihr!" rief der Ritter.
„Wißt Ihr nicht, daß von des Kaiſers
Angeſichte ich verbannt bin,
Seine Huld verloren habe?
O befreit mich, den des Herrſchers
Ungnad' drückt, von dieſem Zuge.
Seht, ich hab' der Söhne zwei,
Wohlerwachſen, kriegeskundig,
Laßt mich die ſtatt meiner ſenden!"
„Nein," erwiderte der Fürſtabt,
„Eure Söhne können beide
Das nicht ſein, was Ihr allein.

Euer kann ich nicht entbehren,
Nicht im Kriegsrat, nicht im Hofhalt,
Niemand leiſtet das was Ihr:
Und ſo müßt Ihr mit mir ziehen
Als mein ſtändiger Begleiter.
Keine Weig'rung! Eure Lehen,
Die Ihr von mir tragt, verloren
Sind ſie ſonſt für Euch; ich leih' nur
Dem ſie, der die Lehnspflicht leiſtet."
„Wenn dem ſo iſt," ſprach der Ritter,
„Daß die Lehen ich verliere,
Falls ich dieſe Heerfahrt weig're,
Müſſen die Bedenken ſchweigen.
Ehrlos, feige würd' ich handeln,
Wenn aus Sorge für mein Leben
Eure Dienſte ich verließe.
Nein, könnt Ihr mich nicht entbehren,
Folg' ich Euch, ſei's in den Tod auch:
Und was Übles mir der Kaiſer
Zufügt, will ich gerne dulden,
Um in Eurer Huld zu bleiben."
Und ſo traf er ſchleunig Anſtalt,
Und mit ſeinem Lehnsherrn zog er
Über das Gebirg hinüber
Zu dem kaiſerlichen Herrſcher,

Furchtlos und als treuer Diener,
Bis ſie vor die Stadt gekommen,
Die vom Heer belagert wurde.
Ritter Heinrich floh des Kaiſers
Antlitz, um des alten Haſſes
Ausbruch neu nicht zu erwecken,
Und vom Heer ein wenig abſeits
Ließ er ſich ſein Zelt errichten.

Als er eines Tages badend
Dort in einem Zuber ſaß,
Den er ſich aus einem Dorfe
In der Näh' entliehen hatte,
Sah er, wie von einer Seite
Aus der Feſtung Bürger kamen,
Und wie andrerſeits der Kaiſer
Auf ſie zuritt, Unterhandlung
Um das Los der Stadt zu pflegen.
Doch die ungetreuen Bürger
Hatten Übeles im Sinne:
Hinterhalt war da gelegt,
Ihn, der auf den Waffenſtillſtand
Trauend, ohne Waffen ritt,
Anzufallen und zu morden.
Als der Ritter in dem Bade

Die Gefahr des Kaiſers ſpähte,
Wie man gegen ihn hervorbrach,
Sprang er aus dem tiefen Zuber,
Nackend wie er war, ergriff
Schwert und Schild, im Zelte hangend,
Rannt' in Eil' zu dem Bedrängten,
Und erlöſt ihn von den Meuchlern:

Schlug mit ſeinem Schwerte um ſich,
Schlug der Feinde viel zu Tode,
Schlug viel andern blut'ge Wunden;
Wer noch konnte, floh alsbald.
Und nachdem er ſeinen Herrſcher
So vom Überfall errettet,
Ließ er den zum Heer ſich flüchten,

Und er ſelber ſetzte wieder
In ſein Zelt ſich, in den Zuber.

Seinen Retter hatte Kaiſer
Otto nicht erkannt. Sobald er
Zu dem Heer zurück gekommen,
Setzte er ſich zornig nieder
Auf den kaiſerlichen Stuhl,
Um ihn drängten ſich die Fürſten.
Und er ſprach: „Ihr Herrn, vernehmet,
Daß ich war beinah verraten.
Wäre mir ein nackter Ritter
Nicht zu ſchneller Hülf' erſchienen,
Läg' ich jetzo tot am Boden.
Wüßt' ich, wer von unſern Leuten
Sich ſo kühnlich hat erwieſen,
Daß er nackt ſogar mir beiſprang,
Hoch belohnen wollt' ich ihn.
Seinem Beiſtand nur verdank' ich
Leib und Leben. Nie ging einer
Kühner auf die Feinde los.
Weiß es jemand, wer der Ritter
Iſt geweſen, bring' er mir
Ihn vor Augen, ich gelobe,
Daß er reichen Lohn empfängt.

Höchſt verpflichtet iſt mein Herz ihm,
Dankbar will ich mich erweiſen.
Seines Gleichen lebt kein Zweiter."
Etliche, die ihn umgaben,
Wußten ſchon von dem Ereignis,
Kannten auch den kühnen Ritter,
Und beeilten ſich zu ſprechen:
„Herr, wir kennen wohl den Helden,
Der da Euer teures Leben
Von dem Tod erlöſet hat.
Leider ſteht es alſo um ihn,
Daß er vor Euch ſich nicht ſehen
Laſſen darf: denn hart liegt auf ihm
Euer kaiſerlicher Zorn,
Den er einſt ſich zugezogen
Eines ſchweren Frevels wegen.
Würd' ihm wieder Eure Huld,
Wollten wir ihn wohl Euch nennen."
Da verſicherte der Kaiſer,
Hätt' er ſelbſt den eig'nen Vater
Ihm erſchlagen, wollt' er dennoch
Volle Huld und Gnad' ihm ſpenden;
Und ſo nannte man ihm Heinrich,
Den von Kempten. Jener ſagte:
„So, iſt der hier? Das iſt trefflich.

Wer auch anders hätte solches
Wohl gewaget, nackt zu fechten:
Doch nur der die Kühnheit hatte
Einen Kaiser selbst beim Barte
Auf den Boden hinzuschleifen.
Nein, das soll er nicht mehr büßen:
Meine Gnade soll ihm leuchten.
Doch ich will ihn erst erschrecken
Und mit bösem Wort empfangen."
Und so ließ er Heinrich holen.
Finstern Blickes sprach er ihn an:
„Sagt, wie konntet Ihr es wagen
In das Lager her zu ziehen
Und vor Augen mir zu kommen?
Denkt Ihr nicht mehr dran, warum ich
Euer Feind ward? Wer hat damals
Ohne Messer meinen Bart
So geschoren und gelichtet,
Daß man jetzt die Spur noch sieht?
Frevlen Übermut bezeigt Ihr,
Daß Ihr Euch hier blicken lasset."
„Seid mir gnädig," rief der Ritter,
„Nicht aus eignem Antrieb kam ich.
Strenge hat mein Fürst, der hier steht,
Bei Verlust des Lehns, befohlen,

Daß ich ohne alle Weigrung
Mit ihm zöge. Ungern bin ich
Ihm gefolgt auf dieſem Heerzug;
Das beſchwör' ich, das bezeugt er.
Doch die Lehenspflicht gebot es.
Wer mich darum wollte ſtrafen,
Wahrlich, wäre böſen Sinnes."

Und es lächelte der Kaiſer:
„Wohl, Ihr auserwählter Held,
Ohne Schuld ſeid Ihr, ich ſeh' es.
Nicht mehr ſoll mein Zorn Euch drücken;
Seid mir tauſendmal willkommen,
Ihr mein Retter, mein Befreier;
Tot wär' ich jetzt ohne Euch."
Damit ſprang er auf vom Stuhle,
Fiel ihm um den Hals und küßt' ihn:
Alles Zürnen, alle Feindſchaft
War ins Gegenteil gewandelt.
Reiche Lehn empfing der Ritter,
So daß er durch ſeine Mannheit
Mehr wie früher noch, zu Reichtum
Und zu hohem Anſeh'n kam,
Und man ſeiner noch gedenket.
Mög' aus der Geſchichte nehmen

Jeder Ritter ſich die Lehre,
Heldenhaft zu ſein und friſch
Seines Leibes Kraft zu üben:
Mannsgeſinnung, Ritterkünſte,
Beide ſtehen hoch und zieren
Den, der tugendreich ſie wahrt.
Damit endet die Erzählung.

Es ſprach ein Mann zu ſeiner Frau:
„Was führen wir für ein Leben! Schau,
Gott hat mit uns gar kein Erbarmen,
Er läßt uns immer mehr verarmen.
Nichts glückt uns, immer leiden wir Not;
Ich wollte lieber, ich wäre tot,
Und müßte ich mich ſelber töten.
Und warum ſind wir in ſolchen Nöten?
Hab' ich denn gegen dich eine Schuld,
Die mir verwirkt hat Gottes Huld?
Oder klagt dich dein Gewiſſen an,
Daß du etwas gegen mich gethan?

So bitt' ich dich, es mir zu ſagen,
Ich will dir helfen die Buße tragen,
Daß dir wieder Gottes Gnade erſcheint."
Sie ſprach: „Wir thaten immer vereint,
Was wir auch thaten." „Dann weiß ich nicht,
Warum es uns an allem gebricht,
Was die Welt je hat an Ehr' und Gut.
Gerecht iſt doch alles, was Gott thut;
Wenn wir gebetet, wie wir geſollt,
Er hätt' uns gegeben, was wir gewollt.
So laß uns denn jetzt vor ihn treten,
Und nicht ermüden mit unſerm Beten,
Er ſoll doch unſre Armut bedenken,
Und ſoll uns großen Reichtum ſchenken;
Das wollen wir thun bei Tag und Nacht;
Erſieht er unſre Beharrlichkeit
Und wie wir ihn drängen alle Zeit,
So wird er leicht dazu gebracht,
Daß er uns gibt, um was wir flehen."
„Von mir aus ſoll das gern geſchehen,"
Erwidert das Weib, „denn lieber ſterben
Möcht' ich, als langſam ſo verderben."
Und ſo begannen ſie ohne Raſten
Ein Bitten und Beten, ein Wachen und Faſten,
Ein unermüdliches Kaſteien,

Bis endlich Gott, dieſes Treibens ſatt,
Seinen Engel ſandte zu den Zweien.
Der kam hernieder an die Statt,
Wo der Mann verweilte, und den Beſcheid
Überbrachte er: „Ihr beide ſeid
Gott läſtig mit eurem ewigen Flehen.
Wenn Gott gewollt, wär's längſt geſchehen,
Daß ihr bei Gut und Ehren wäret,
So will er aber, daß ihr entbehret.
Ein jeder empfängt nur, was ihm frommt.
Wenn einer Ehre und Reichtum bekommt,
So weiß Gott wohl, wie es ihm nützt.
Ich bin der Engel, der dich beſchützt,
Und daß ich ſo unvernünftig dich ſeh',
Das thut mir recht von Herzen weh."
Da ſprach der Mann: „Ich aber ſage,
Daß ich mich hier ſo ſchinde und plage,
Und nicht zu Reichtum kommen kann,
Da hat mir Gott groß Unrecht gethan.
So gut wie die bin ich doch wohl,
Die da haben Kiſten und Kaſten voll!
Wenn Gott und du mir gnädig wärt,
So würde mir, was ich begehrt;
Und ich werde immer beten um Gut,
Bis daß er mir den Willen thut."

„Nun denn," verſetzte der himmliſche Bote,
„Da du nicht mir, nicht dem lieben Gotte
Vertrauſt, ſo will ich dich begaben
Mit mehr noch, als du wollteſt haben.
Verſuche einmal damit dein Glück;
Fällſt du dann in die Armut zurück,

So rechne ſelber die Schuld dir bei.
Ich gebe dir der Wünſche drei,
Die in Erfüllung gehen ſollen,
Sie mögen der Art ſein, wie ſie wollen.
Und wendeſt du die Gabe gut an,
So biſt du wohl der reichſte Mann."

„In der That," rief jener, „nun bin ich reich."
Er machte ſich auf und lief ſogleich
Vom Felde zum Weib in ſeinem Haus,
Und rief: „Frau, unſre Not iſt aus!
Gott hat uns mehr an Gut beſchert,
Als wir je von ihm haben begehrt.
Nun ſchaffen wir ihm nicht ferner Müh'
Mit unſerm Beten ſpät und früh;
Nun können wir recht in Freuden leben:
Er hat drei Wünſche mir gegeben,
Die werden erfüllet alle drei;
Überlegen wir nun, was das beſte ſei.
Was meinſt du, wenn ich nun wünſchen ſollt'
Einen großen Berg von gediegenem Gold?
Und eine Mauer darum, ſo gut
Daß uns das Vieh keinen Schaden thut?
Das könnte der erſte Wunſch wohl ſein.
Oder meinſt du lieber, einen Schrein
Voll blanken Geldes, und der wär',
Wie viel man auch 'raus nimmt, nimmer leer?"
„Ei," ſprach die Frau, „wenn es ſo ſteht,
Und wenn es uns jetzt ſo wohl ergeht,
So mußt du um der Billigkeit willen
Zunächſt mir eine Bitte erfüllen;
Schenk' du mir einen Wunſch von den dreien,

Du haſt genug an den anderen zweien:
Du weißt wohl, wie ich mit dir gefleht,
Wie ich angehalten mit Gebet;
So hat denn Gott nicht nur deine Bitt'
Erhöret, ſondern auch meine mit.
So iſt nach Recht auch ein Wunſch mein."
„Nun," ſprach der Mann, „ſo mag's drum ſein.
Ich will dir einen Wunſch abgeben,
Doch mache davon ſo guten Gebrauch,
Daß wir dann glücklich mögen leben."
„O," ſprach das Weib, „das thu' ich auch.
Ich wünſche mir das beſte Kleid,
Das auf der Welt je ward geſehen,
Ein Stück, das aller Frauen Neid."
Kaum geſagt, ſo war es alsbald geſchehen,
Es prangte die Frau im ſchönſten Gewand.
Der Mann kam beinah um den Verſtand
Vor Wut und rief: „Unſeliges Weib!
So denkſt du nur an deinen Leib,
Was deinem Mann dient, iſt dir gleich,
Und ſpielſt ihm ſolch treuloſen Streich!
Ich wollte, das Kleid führ' dir in den Bauch,
Daß du immer kleiderſatt müßteſt ſein!"
Im Augenblick geſchah das auch.
Das Kleid fuhr in den Leib hinein,

Und ſprengte ihr ihn beinahe entzwei.
Sie erhub ein großes Wehgeſchrei
Und rief um Hülfe. Und im Nu
Liefen die Bauern alle herzu
Und fragten nach ihrem Ungemach.
Was geſcheh'n, erzählte ſie und ſprach,
Es ſei durch den Mann ihr zugeſtoßen.
Da begannen ſich heftig zu erboſen
All ihre Freunde und Verwandten,
So daß ſie auf den Mann einrannten,
Mit Drohen und mit gezückten Waffen:
„Wenn Ihr nicht werdet Wandel ſchaffen
Und Euer Weib ſogleich befrei'n,
So ſchlagen wir Euch den Schädel ein."
Was blieb da übrig? Da er erkannt',
Wie ſich das Weib in Schmerzen wand,
Und ſeiner Feinde Macht und Droh'n,
Da ſprach er haſtig: „Ich füge mich ſchon.
Ich wünſche, daß von dieſem Leid
Meine Frau ſei wieder alsbald befreit."
Gleich wich der Schmerz, das Kleid verſchwand,
Geſund und leicht ward ihr zuhand.
So gingen die drei Wünſche aus;
Und jeder erkannte wohl daraus,
Daß dem Gott keinen Reichtum beſtimmt,

Der dieſen nicht recht in Obhut nimmt.
Sie hatten beide gefehlt daran;
Doch hielt man ſchuldig mehr den Mann,
Und ließ es ihm auch derb entgelten
Mit großem Spott und vielem Schelten,
So daß er bald täglich und ſtündlich Gott
Um nichts andres bat, als um den Tod,
Und litt ſo großes Herzeleid,
Daß er dran ſtarb in kurzer Zeit.

Es giebt der Thoren mancherlei.
Wißt ihr, wer wohl der größte ſei?
Das iſt der, der da Gut und Geld
Für das größte und das beſte hält,
Darauf richtet all ſeine Liſt,
Und dabei Gottes gar vergißt.
Ich ſag' euch, niemand iſt weiſe und gut,
Als der, der Gottes Willen thut.

Ein Mann, der gern die Leute trog,
Behauptete, er wäre blind.
Das war nun freilich eitel Wind;
Doch da er immerfort ſo log,
So glaubte man endlich, es ſei wahr.
Das trieb er denn bei Tag und Jahr;
Dann fiel ihm vorzugeben ein,
Er könne den Leuten prophezei'n.
Das ſagte er aber nicht Weib oder Mann,
Das fing er bei den Kindern an.
Er ſprach: „Soll ich euch laſſen ſeh'n
Die Gnade, die mir von Gott geſcheh'n?"
„Ei ja, gern!" riefen die Kinder gleich,
„Nun," ſprach er, „aber das ſag' ich euch,
Verratet mich nicht und ſchweigt hübſch ſtill.

Wahrſagen kann ich; wenn einer will,
So darf er es getroſt erproben.
Hebt auf eure Finger, vier, drei, zwei,
Ich ſage, wie viel einer hat erhoben,
Und wenn gleich blind, irr' ich nicht dabei."
Wie nun die Kinder die Hände aufreckten,
Wie viel ſie dabei Finger ſtreckten,
Das gab er alles richtig an;
So bethörte manches Kind der Mann.
Sie wurden dreiſt und fragten weiter,
Von welcher Farbe ihre Kleider,
Und als er dieſes riet aufs beſt',
Da ſtand es bei den Kindern feſt,
Daß er ein großer Wahrſager ſei.
Der Tag war aber noch nicht vorbei,
Da wußten's auch ſchon die jungen Frauen.
Die faßten gleich zu ihm Vertrauen,
Als ſie, wie vorher die Kinder thaten,
Ihn hatten laſſen fingerraten,
Und er dabei keinmal gefehlt;
Er gewann bei ihnen großen Ruhm,
Sie ſchwuren auf ſein Wahrſagertum,
Und bald ward nun herum erzählt,
Ihn habe Gott mit der Gabe verſeh'n,
Vorher zu wiſſen, was ſoll geſcheh'n.

Die ganze Gegend ward voll davon,
Sie boten ihm einen großen Lohn,
Wenn er ihnen wollte prophezei'n.
Da nahm er viel des Geldes ein.

Nun lebte dort ein weiser Mann,
Der sah dies Treiben mit Ingrimm an;
Ihm war's von Anfang offenbar,
Daß er ein Erzbetrüger war.
Sein Zorn entbrannte immer mehr,
Und über den Schelmen fiel er her,
Und schlug ihn mitten ins Gesicht,
Daß ihm wirklich erlosch der Augen Licht;
Und rief ihm in grimmem Hohne zu:
„Du hast dich an Thoren gewendet, du,
Nun hat dir der Herrgott einen beschert,
Der sich so leicht nicht von dir kehrt.
Wie steht es nun? Nun sage mir,
Wie viel der Finger streck' ich dir?
Da kann ich seh'n, daß du nicht lügst,
Und daß du nicht die Leute betrügst."
Da wollt' er aber nicht mehr wahrsagen,
Und begann um sein Gesicht zu klagen.
Die Leute sprachen: „Thu' nur gemach.
Blind warst du ja zu aller Frist."
„Ach", sagte er, „das war nur List,

Wenn ich euch von meiner Blindheit ſprach.
Es hat niemand beſſer als ich geſeh'n.
Nun iſt's um meine Augen geſcheh'n!
Ich wollte lieber, ich wäre tot!"
Da faßte die Leute Zorn und Wut,
Daß jeder ihm Scheltworte bot:
„Sieh' da, wie Gott es fügt ſo gut,
Daß einer kommt und ſtraft Euch hart,
Der Ihr ein ſolcher Betrüger wart!"

Ein Geiziger gleicht ſolchem Mann,
Der giebt ja auch den Leuten an,
Er habe nichts an Gut und Geld.
Da auf einmal erfährt die Welt,
Ein Dieb oder Räuber ſei gekommen,
Und habe das Gut ihm hingenommen,
Oder es ſei ſonſt entſchwunden.
Da wird denn auch kein Mitleid gefunden,
Und jeder nennt es Gerechtigkeit,
Und Strafe für ſeine Schlechtigkeit,
Der nicht den Armen von ſeinem Gut,
Wie Gott gebietet, Gutes thut.
Des Reichtum und Jenes Augenlicht
Wollen wir weiter beklagen nicht.

Laßt von einem Landmann euch erzählen,
Den ein langer heft'ger Widerwille
Gegen ſeine Frau ergriffen hatte.
Ganz unleidlich ſchien ſie und verhaßt ihm,
Wo er konnte, mied er ihre Nähe,
Mochte ſie nicht ſehen und nicht hören;
Wo das nicht ging, gab es harte Worte,
Zornige Verwünſchungen und Flüche;
„Wollte Gott mich doch von ihr erlöſen,
Die der Teufel zu mir hergeführt hat,"
Das war ſtete Bitte ſeines Herzens.
Wilder, blinder ward in ſeinem Haſſe

Er von Tag zu Tag; und doch vermochte
Niemand einen Grund davon zu ſagen,
Denn die Frau war ohne jeden Tadel.
Und was litt die Arme! Wie ein Schatten
Schwand ſie hin; oft wünſchte ſie den Tod ſich.

Als ihr Elend aber ſich dem Gipfel
Näherte, da ſandte Gott ihr Hülfe.
Einſt beſuchte eine Anverwandte
Sie vom Nachbardorf. Als die Vergrämte
Zu Geſicht ihr kam, erſchrak ſie heftig:
„Sagt um Gotteswillen, was Euch fehlet?
Iſt der Mann Euch böſe? Ja? Ich mach' ihn
Euch ſo zahm, er ſoll bald nichts mehr wollen,
Nichts mehr thun, als was Ihr ſelber wollt."
„Ach," verſetzt' die Frau, „warum ſo häſſig
Mir mein Mann iſt, das iſt nicht zu ſagen,
Und er ſelbſt weiß keinen Grund. Denn niemals
Hab' ich Anlaß ihm dazu gegeben,
Treu war ich ihm immer und gehorſam,
Und ſein Wille und ſein Anſeh'n lag mir
Wie mein eignes Seelenheil am Herzen.
Möge Gott, der aus der Löwengrube
Daniel erlöſt', mich auch befreien!
Was hab' ich bis heute leiden müſſen!

Und doch lebte unter ſeinesgleichen
Nicht ein beſſerer, nicht ein mir liebrer,
Wenn er ſeinen Zorn nur wollte laſſen.
Helft mir, rettet mich! Sonſt ſterb' ich willig."
„Nun denn," ſprach die Freundin, „meine Treue
Setz' ich Euch zum Pfand: wenn Ihr vollbringet,
Was ich ſage, ſoll ſich Euer Unglück
Wenden und der Mann ſo hold Euch werden,
Daß er alles Gold des Kaiſers lieber
Euch als irgend einer andern gäbe."
„Ich begehre keines Goldes; daß er
Gut zu mir ſei, iſt mein ganzes Sehnen.
Lohnen will ich Euch mit meiner Habe
Jetzt und künftig hin, wenn Ihr mir das ſchafft."
„Seid getroſt und redet nicht von Lohne.
Was ich kann, das will ich Euch beweiſen,
Und das, weil ich Euch ſeit langem liebe.
Thut nach meiner Weiſung: gut wird alles.
Wenn Ihr merkt, daß er vom Acker heim will,
Legt Euch nieder, wie in großen Schmerzen.
Vorher will ich ſagen: Ihr ſeid todkrank,
Und es gäbe für Euch keine Rettung.
Thut das alles: Euch zum Heile kam ich."
Damit machte ſie ſich auf zum Manne,
Den ſie auf dem Felde wußte. Weinend

Sprach sie zu ihm: „Ach, mein lieber Vetter,
Laßt jetzt Euer Feld und kommt nach Hause,
Euer Weib ist krank und liegt im Sterben.“
„Was sagt Ihr? Ihr scherzt wohl,“ war die Antwort.
„Nein, bei Gott nicht! Eilt Euch! So Ihr zögert,
Werdet Ihr sie nicht mehr lebend treffen.“
„Wenn ich,“ sprach er, „einen Goldschatz hätte,
Wollt' ich ihn als Botenlohn Euch geben.
Lieber will ich bittern Hunger leiden,
Als nach Hause. Seh'n mag ich sie nicht mehr.
Sagt dem Pfarrer, daß er sie begrabe,
Wenn das Glück mir wird, daß sie jetzt sterbe;
Bürgschaft leiste ich für die Gebühren.
Ach, daß doch die Erde sie verschlänge!
Froh ging ich nach Hause dann, indes ich
Jetzt, so lange ich sie unbegraben
Weiß, nur Angstschweiß schwitze. Gehet, Base,
Gebt den Leuten, was Ihr wollt, damit sie
Alsobald, wenn ihre Seele scheidet,
Ihr ein Grab bereiten. Doch auch früher
Könnt Ihr's thun, sie stirbt wohl in dem Grabe.
Alles was es kostet, trag' ich gerne.“
Damit ging sie heim, in rechtem Kummer
Über ihres Vetters Herzenshärte,
Und bedacht', wie beiden wohl zu helfen.

Und ſie ſprach zum Weibe: „Faßt ein Herze;
Freilich, Euer Mann iſt recht gehäſſig;
Sterbenslieb ſoll er Euch bald gewinnen.
Jetzt geſchwind und packt ſogleich zuſammen
Wäſche, Kleider, Schmuck und was an Gelde
Ihr geſpart habt, Nutzen ſoll's Euch bringen.“
Alles ward gebracht und in der Eile
Eingerafft in Säcke, und mit dieſen
Gingen ſie, daß niemand es gewahrte,
In den Hof der Baſe, die als Witwe
Einſam für ſich und geachtet lebte.
Hier befand, von Bohlen wohl errichtet,
Sich ein Schlafhaus; und in dieſes ſchloß ſie
Die Verwandte, gleich zurück ſich wendend
In des Vetters Gut, woſelbſt im Hofe
Lagerte ein Holzblock, der an Schwere
Wie an Länge einem Menſchen glich.
Niemand war im Gute; ſie verſperrt' es,
Trug den Block ins Haus, nahm Frauenkleider,
Und bekleidete damit das Holzſtück
So geſchickt und täuſchend, daß ein jeder
Drauf geſchworen hätt', es ſei ein Toter.
Dann lief ſie zum Pfarrer und erzählte
Wie die Frau noch vor dem Morgengrauen
Dieſe Nacht verſtorben ſei; beſtatten

Wolle sie ihr Mann noch heute lassen,
Wolle aber nicht der Leiche folgen,
Da er sie so sehr gehaßt. „Begrabt sie,
Was Euch zukommt, dafür leist' ich Bürgschaft."
„Ei, wie kam das?" redete der Pfarrer,
„Ihre Beicht hätt' ich doch hören sollen,
Mußte ihr die letzte Ölung geben,
Und die Sterbeglocke lassen läuten."
„Daß Euch niemand es hat wissen lassen,
Das kommt von dem Haß des Mannes," sprach sie,
„Der sich dieser Sünde selbst nicht scheute.
Nehmt ihn nur darum in Kirchenbuße,
Strafet ihn an seinem Gut, ich bürge
Für die Zahlung, aber säumt nicht länger,
Gebet ihr ein kirchliches Begräbnis.
Oft und redlich hat sie ja gebeichtet,
Sich zur Kirche immer treu gehalten:
Jetzt hat sie so plötzlich sterben müssen.
Denkt was in der Schrift steht: Wohlbehalten
Ist des Frommen Seele, welches Ende
Er auch nimmt. Auch sie ist fromm gestorben."
„Sei's denn," sprach der Pfarrer, „treffet Anstalt.
Buße und Gebühr beträgt zusammen
Zwei Pfund Geldes, schafft dafür ein Pfand her."
Seine Knechte schickt' er nach der Leiche,

Ihr das Grab zu graben, darauf ward ſie
Eingeſenkt und kirchlich wohl beſtattet.
Mit der Leiche täuſchte ſie den Pfarrer,
Mit dem Pfande nicht: auf ihre Meldung
Gab der Mann ſofort vier ſtarke Ochſen
Von dem Pfluge weg und ſagte: „Baſe,

Nehmt ſie, nehmt den Pflug mit, und wenn dieſes
Nicht genug iſt, ſagt's: mein halb Vermögen
Iſt mir nicht zuviel für Eure Nachricht.
Freude hat nunmehr des Herzens Leiden
Überwunden, kaum konnt' ich es hoffen."

„Vetter," sprach die Frau, „schont Eures Gutes.
Was Euch Liebes ward und noch wird werden,
Kommt von Gott, ich habe keinen Teil dran.
Nur den Botenlohn beding' ich selbst mir,
Und Ihr müßt mir Euer Wort drauf geben,
Daß Ihr, wenn Ihr wieder freiet, keine
Als von meiner Hand zum Weibe nehmet.
Nicht zum Schaden soll Euch das gereichen:
Keine schlechte schaff' ich Euch, nein eine,
Daß Ihr selber sagt, nichts beff'res giebt es."
Da begann der Mann sich zu verschwören:
„Sollen mich die Wölfe gleich zerreißen,
Nehm' ich eine, die nicht Ihr mir gebet.
Soviel Gutes habt Ihr mir erwiesen,
Und erweist mir noch, daß ich nicht anders
Als Euch folgen kann, wie unserm Herrgott."

Wohlgemut verlebte nun der Bauer
Seine Tage. Bald gedacht' er nicht mehr
An das alte Leid, und das Gelüsten
Neu zu freien, zog in seine Seele.
Nach fünf Wochen schon ging er zur Base,
Sprechend: „Liebe, helft mir, wie Ihr sagtet,
Ohne Weib will ich nicht länger bleiben.
Zu schön ist es ja, was sich die Leute

Von des Weibes Lieblichkeit erzählen.
Es verlangt mich ſehr, das zu genießen;
Ging es, keinen Tag mehr möcht' ich's miſſen."
„Nun," ſprach ſie, „das trifft ſich gut. Ich weiß jetzt
Grad' ein Weib von ganz vollkomm'ner Schönheit,
Und von höchſter Tüchtigkeit, ſo daß ich
Sagen kann, wer ſie bekommt, iſt glücklich.
Freilich iſt ſie nicht erpicht auf Heirat;
Höchſtens will ſie, wie ſie mir verſichert,
Freien, wenn ich ihr den Mann verſchaffe.
Laßt mir dieſe Woche Zeit, um alles
Einzurichten, daß Ihr Euch dann ſehet;
Mühe koſtet's wohl, ſie zu bewegen.
Doch was an mir liegt, ich will's bewirken,
Daß ſie Euch zum Manne nehme." Freudig
Dankt' er und gelobte ſich zu halten,
Wie ſie ihm geboten. Damit ſchied er.

Unterdeſſen hatte in dem Schlafhaus
Sich das Weib gepflegt, um alle Spuren
Ihres harten Lebens auszutilgen.
Niemals durfte ſie das Haus verlaſſen,
Eſſen, Schlafen, Baden war ihr Tagwerk.
Und die Baſe that ihr alle Hülfe:
Herrlich weich und üppig war ihr Lager,

Schön geſchmückt der Raum, in dem ſie weilte,
Blumen überall, ſo daß ſie ſagte,
Wie im Paradieſe ſei es bei ihr,
Auch was je der Markt an leckern Sachen
Feil bot, ward gekauft, Dank jenem Beutel,
Den ſie wohl geſpickt einſt mitgenommen.
Da ward nicht geſpart, und eine gute
Köchin war die Baſe. So geſchah es
Nach ſechs Wochen, daß kein Menſch ſie wieder
Kennen konnte, und daß in der Gegend
Kein ſo ſchönes Weib zu finden war.
Und die Kleidung hob noch ihre Formen:
Rock und Weißzeug, Gürtel, Hut und Mantel
Stand ihr trefflich, und ſo koſtbar war es
Wie bei keiner Bäuerin im Lande.

Als die ſechſte Woche nun vergangen,
Kam der Mann erwartungsvoll. Die Baſe
Grüßt' ihn, ſagte aber: „Wie es geh'n wird,
Weiß ich nicht. Ich gab mir große Mühe,
Und erzählte viel von Euch und Gutes.
Seid Ihr nun nicht ſo, wie ich geſchildert,
So verlier' ich meine Ehr'; ich habe
Euch auf meinen Eid als treu und bieder,
Ehrbar und verſtändig, mild und friedlich,

Gut und klug und willig ihr bezeichnet,
Und dafür gebürgt. Sie ſchenkt mir Glauben:
Heute will ſie kommen, Euch zu ſehen,
Doch in aller Heimlichkeit, daß niemand
Außer uns nur das Geringſte wiſſe.
Eingeladen hab' ich ſie zum Eſſen,
Auch Euch lad' ich ein. Geht in die Meſſe
Und kommt in der Stille wieder zu mir.
Alles ſei verborgen, bis wir ſehen,
Ob wir offen es verkünden können."
Schwer fiel ihm, die Kirche zu beſuchen,
Doch er ging. Wie lang deucht' ihn die Meſſe!
Als ſie endlich aus war, ſtahl er heimlich
Von den Leuten ſich zum Hof der Baſe.
In das Schlafhaus ward er eingelaſſen,
Das mit friſchen Blumen, weichen Polſtern,
Schönen Stühlen wohl geſchmückt und kühl war.
Auserleſnes Eſſen ſtand bereitet.
Als er eintrat, ward er wohl empfangen
Und zum Weib geſetzt. Bald überkam ihn
Solch Gefallen an ihr, daß er meinte
Nie ein ſchönres Weib geſeh'n zu haben;
Daß ſie einſt ſein eigen, ahnt' er nicht.
Keinen Blick mocht' er mehr von ihr wenden,
Und gedacht' in Freude und in Sehnſucht:

„Würde die zu Teil mir, o dann wollte
Ich mich immer reich und glücklich fühlen,
Und was Gott gebietet, was die Baſe
Heiſchet, alles treulich ſtets erfüllen!“
Als das Mahl geendet, nahm der Bauer
Seine Baſe bei der Hand und zog ſie

In die Stubenecke, von der Frau weg:
„Macht mit mir und allem meinem Gute
Was Ihr wollt, doch gebt ſie mir zum Weibe.
Aber bald; ſonſt tötet mich das Warten.“
„Ja,“ ſprach ſie, „das iſt doch zu bedenken.

Wißt Ihr wohl noch, was Ihr Eurer erſten
Habt gethan? Ich ſage nicht, wer Schuld hat:
Aber wolltet Ihr die ſo behandeln,
Dann wär' es für mich die höchſte Schande;
Weil ich dieſer Frau verſichert habe,
Einen beſſern gäb' es nicht wie Ihr ſeid."
„Was Ihr habt geſagt, das leiſt' ich alles,
Und will jede Sicherheit Euch ſtellen."
„Nun gemach denn," ſprach die Baſe, „lernet
Sie erſt näher kennen. Wenn ſie ſpäter
Euch zuwider wird, dann tragt Ihr ſelber
Alle Schuld. Denn ſo ein Weib wie dieſes
Müßte ſelbſt zur Herrenfrau ſich ſchicken.
Prüfet wohl, ob Ihr ſo gut auch ſeid,
Daß Euch dieſe Gute wird. Kommt wieder,
Sucht ſie bei mir auf, ich will vermitteln,
Daß ſie länger zum Beſuche bleibe."
„Habe ich das Glück, daß ſie mir hold wird,"
Sprach der Bauer drauf, „dann ſoll kein Schreiber
Jemals das beſchreiben können, was ich
Ihr an Ehr' und Huldigung erweiſe."

So geſchah's nun. Täglich kam der Bauer
Zu der Frau, und täglich blieb er länger.
Was war Wirtſchaft ihm und Pflug und Wagen!

Alles ließ er ſtill ſteh'n und verkommen,
So, daß die Verwandten alle ernſtlich
Ihn ermahnten: Das ging' ſo nicht länger,
Und er möge ſchaffen, wie ſie alle.
Er dagegen ſprach, er könne nimmer
Von dem Weib ſich trennen, ſo bezaubert
Von ihr ſei er. Und die ganze Gegend
Redete von dem verliebten Bauer,
Denn niemandem hehlt er ſeine Neigung.
Aber ſein Kredit ſank und ſein Anſeh'n,
Auf dem Wege war er zu verarmen.
Das ſagt' er der Frau: „Eh' ich dich laſſe,
Will ich arm zu deinen Füßen ſterben."
Da fand ſie, es ſei genug des Spieles,
Und nun Zeit, die Augen ihm zu öffnen,
Um ihn nicht dem Elend zuzuführen.
„Saget mir um Gotteswillen," ſprach ſie,
„Bin ich eine andre denn geworden,
Als vor Zeiten, wo ich Euer Weib war,
Und als Greuel galt in Euren Augen,
Daß Ihr mich auf alle Arten quältet
Und ſelbſt Tag für Tag den Tod mir wünſchtet?
Was ich damals war, bin ich auch jetzt noch."
Ganz entſetzt fuhr da zurück der Bauer,
Schlug ein Kreuz und rief: „Sprichſt du die Wahrheit?"

Sie antwortete: „Ich ſpreche Wahrheit.
Nicht bin ich geſtorben, nein, ich lebe,
Um dir deine Thorheit recht zu zeigen:
Sieh', du weißt ja nicht, was gut und böſ' iſt."
„O ſo bitt' ich dich um alles, ſchweige
Und verrate nicht, was dir begegnet:
Denn ein Spott würd' ich den Leuten allen
Unaufhörlich, wenn ſie das erführen.
Lieber möchte ich des Todes ſterben!"
Sie gelobte Schweigen und ſie hielt es.
Doch zwölf Tage waren nicht vergangen,
Als landauf, landab die ganze Sache
Ruchbar war und überall erzählt ward.
Da ging nun das Spotten los; und wenn er
Tauſend Jahre alt geworden wäre,
Nachgelaſſen hätt' es nicht. So kam es,
Daß er nicht in gutem, nicht in böſem
Mehr zu jemand ſprach von ſeinem Weibe:
Ausgelacht wär' er ja doch nur worden,
Denn für unvernünftig galt er fortan.

Sollte er der einz'ge ſein, der alſo
Handelte? Man möcht' es nicht verſuchen.
Seinesgleichen leben wohl auch andre.

Im gleichen Verlage erschienen:

Heinrich Sohnrey

Der Bruderhof. Eine Dorfgeschichte aus dem Hildesheimischen. Preis geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Kölnische Zeitung: Die Geschichte ist bis zur Schlußkatastrophe ausgezeichnet charakteristisch in schöner Einfachheit erzählt.

Rosmarin und Häckerling. Bäuerliche Liebes- und Leidensgeschichten aus Niedersachsen. Preis geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Heinrich Hart in der Täglichen Rundschau: Es giebt unter unseren Dichtern wenige, deren Kunst so heimatlich, so erdfrisch und überdies in jedem Sinne so jungmännlich berührt, wie die Kunst Sohnreys.

Die Dorfmusikanten. Volksstück mit Gesang, Spiel und Tanz in 3 Aufzügen. Mit Benutzung von Heinrich Schaumbergers Musikantengeschichten. Geh. M. 1.20, geb. M. 2.—.

Die Landjugend. Ein Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung herausgegeben von Heinrich Sohnrey. Mit vielen Illustrationen. Sehr geschmackvoll gebunden. Preis bei Einzelbestellung M. 1.25. Bei Bezug von 20 Expl. M. 1.10, von 50 Expl. M. 1.—.

Neben der bisherigen einfachen Ausgabe erschien 1900 und 1901:

Das Jugendbuch für Stadt und Land. Ein Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung herausgegeben von Heinrich Sohnrey. Prachtausgabe der Landjugend auf noch besserem Papier und in gediegenerem Einbande. Reich gebunden M. 2.50.

Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege. Im Auftrage und unter Mitwirkung des Ausschusses für Wohlfahrtspflege auf dem Lande bearbeitet und herausgegeben von Heinrich Sohnrey. Zweite Auflage. Drittes bis fünftes Tausend. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Fritz Lienhard's Schriften

11 Bände einheitlich gebunden in Karton zusammengelegt für den ermäßigten Gesamtpreis von nur

M. 25.—.

Einzelpreise:

Prosa:

Wasgaufahrten. Ein Zeitbuch. Dritte durchgearbeitete Auflage. (Zweites bis sechstes Tausend.)
M. 2.—, geb. M. 3.—.

Die Vorherrschaft Berlins. Litterarische Anregungen.
75 Pf., geb. M. 1,50.

Helden. Gestalten und Geschichten. M. 1.50, geb. M. 2.50.

Neue Ideale. Gesammelte Aufsätze.
M. 2.50, geb. M. 3.50.

Lyrik:

Gesammelte Gedichte. Dritte Auflage. Erste Gesamt-Ausgabe. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—
In diesem Bande sind u. a. enthalten die Sammlungen „Lieder eines Elsässers", „Nordlandslieder" und „Burenlieder".

Die Schildbürger. Ein Scherzlied vom Mai. Mit reichem Buchschmuck von Herm. Hirzel.
Geh. M. 1.50, geb. M. 2.50.

Dramen:

Till Eulenspiegel. Narrenspiel in 3 Teilen. Dritte Auflage. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—
(Enthält als Zwischenstück das Schelmenspiel „Der Fremde".)

Gottfried von Straßburg. Dramatische Dichtung in 5 Aufzügen. Dritte Auflage. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Odilia. Legende in 3 Aufzügen. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

König Arthur. Trauerspiel in 5 Aufzügen.
Geh. M. 2.—, geb. M. 3,—.

Münchhausen. Komödie in 3 Aufzügen.
Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Ernst Wachler's Schriften

Ästhetische Schriften:

Über Otto Ludwigs ästhetische Grundsätze.
75 Pf.

Wie die deutschen Theater die Kunst fördern.
Studie über Eingang, Aufnahme und Aufführung der dramatischen Produktion an Provinzialbühnen und Centren. Mit einer statistischen Übersicht 60 Pf.

Die Läuterung deutscher Dichtkunst im Volksgeiste.
Eine Streitschrift. Zweite Auflage. Geh. M. 2.—
Inhalt: Mangel und Notwendigkeit einer Nationalpoesie. — Volkstümliche Dramatik. — Die Grenzen der Ton- und Dichtkunst.

Dichterische Werke:

Unter den Buchen von Saßnitz.
Lustspiel in fünf Aufzügen. M. 1.50.

Schlesische Brautfahrt.
Ein Schauspiel in vier Aufzügen. M. 2.—.

Rheindämmerungen.
Gespräche auf dem Lande. M. 2 —.

Von Dr. Ernst Wachler wird herausgegeben die

Deutsche Zeitschrift.

Nationale Rundschau für Politik und Volkswirtschaft, Litteratur und Kunst. Monatlich ein Heft. Bezugspreis pro Quartal M. 3.—. Probenummern wolle man verlangen.

Adolf Pichler's Tiroler Geschichten und Wanderungen.

5 Bde. Gesamtpreis geh. M 15.—. geb. M. 20.—.

Inhalt und Einzelpreis der Bände:

Allerlei Geschichten aus Tirol. Fünfte Auflage. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Jochrauten. Neue Geschichten aus Tirol. Dritte Auflage. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Letzte Alpenrosen. Erzählungen aus den Tiroler Bergen. Zweite Auflage. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Kreuz und quer. Gesammelte Streifzüge. 2. Auflage. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Aus den Tiroler Bergen. Zweite Auflage. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Adolf Pichler's dichterische Werke.

5 Bände. Geb. M. 12.—.

Inhalt und Einzelpreise:

Hymnen. Dritte (Jubiläums-)Ausgabe. Geh. M. 1.—, geb. M. 2.—.

In Lieb und Haß. Elegien und Epigramme aus den Tiroler Bergen. Zweite Auflage. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Die Tarquinier. Trauerspiel in fünf Akten. Zweite Auflage. Geh. M. 2.—, geb. M. 3,—.

Marksteine. Gesammelte Dichtungen. Zweite Auflage. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Spätfrüchte. Gedichte verschiedener Art. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg

Inhalt

S.

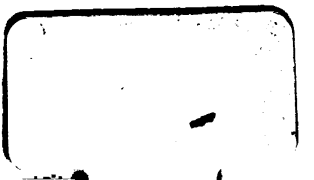
Der Schlägel: Rüdiger von Hunthoven 1
Kaiser Otto mit dem Barte: Konrad von Würzburg . 27
Die drei Wünsche 48
Der falsche Wahrsager: Stricker 56
Der Holzblock: Stricker 60

M103227

Heyne, Moritz
Fünfdeutsche mittel-
alterliche erzählungen

PT1394
H4

M103227

PT 1394
H4

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY